

Alexandre Dumas.



Gräfin und Bäuerin

Gräfin und Bäuerin

Frei nach dem Französischen

VON

Alexandre Dumas
(Autorisierte Ausgabe.)

Roman-Magazin
des
Auslands.
Erster Band.

1872.

Nr. 8.

Inhaltsverzeichnis

[Gräfin und Bäuerin](#)

[Erstes Capitel.](#)

[Zweites Capitel.](#)

[Drittes Capitel.](#)

[Viertes Capitel.](#)

Diese Erzählung ist eine der letzten, vielleicht die letzte Arbeit des bekannten Romanschriftstellers vor seinem Tode. Einzelne Abschweifungen und Episoden, die nicht zur Geschichte gehören, haben wir uns erlaubt, wegzulassen. (A. d. R.)

Erstes Capitel.

Seltene und seltsame Gegenstände waren in Abraham Parasols Curiositäten-Laden in einer gewissen alten Stadt in der Provence zu verkaufen. Alte Silbersachen aller Art, Stücke chinesischen Porzellans, geschnitzte Möbel aus der Zeit Ludwigs XIV., alte Kupferstiche und Gemälde, seltene Bücher und dgl. mehr.

»Ich finde seit meinem letzten Besuche nichts Neues hier, Madame Parasol,« sagte ein alter Herr, welcher den Inhalt ihrer Glaskästen und Tische besichtigte. »Nein, ich habe alle diese Dinge schon gesehen und werde diesmal nach Hause zurückkehren, ohne das Vergnügen zu haben, einen einzigen Sou bei Ihnen auszugeben.«

»Oh! bitte, sagen Sie das nicht, Monsieur,« sagte die junge Jüdin. »Ah, Sie haben diese Tassen von Sevres-Porzellan noch nicht gesehen; sie sind wirklich etwas Auserlesenes,« und die Besitzerin des Ladens deutete auf einen kleinen Tisch, der an der Seite des Eingangs stand.

Als der Curiositäten-Jäger der Richtung ihres Fingers folgte, fiel sein Blick plötzlich auf ein Bild in einem ovalen Rahmen. Es war ein Pastellgemälde, das die Zeit etwas gebleicht hatte. Es stellte ein Mädchen im vollen Glanze der ersten Jugend und von bezaubernder Schönheit dar. Ihr Anzug bestand aus einem langen mit blauen Bändern verzierten Spitzenkleid. Ihre Gestalt war rund und von tadellosem Bau, ihren Arm, der bis zum Ellbogen bloß war, umspannte statt des Bracelets ein Band von Sammet und ihr leicht gepudertes Haar fiel ohne weiteren Schmuck in Locken auf ihre Schultern nieder. Die großen Augen waren braun und ihr feuchter Glanz verlieh ihnen einen besonderen Reiz. Der Mund war voll und feingebildet und die reifen Lippen schienen zum Kuß einzuladen.

Einige Secunden stand Michael Laubarrie in der Anschauung versunken da. Er hatte kein Wort gesprochen, sondern nur seine Brille abgewischt und den Finger erhoben, um der Frau anzudeuten, daß sie schweigen solle. Diese verstand das stumme Zeichen ihres Kunden und beachtete es. Sie sah seine Augen glänzen und wußte, daß er das Bild kaufen werde und sie besann sich darauf, welchen Preis sie dafür verlangen werde.

»Als Kunstwerk hat es viele Fehler,« sagte endlich Monsieur Laubarrie, »aber trotz dieser Fehler bewundere ich es sehr und wünsche es zu besitzen. Nennen Sie ihren Preis.«

Madame Parasol zögerte.

»Es geht zusammen mit diesen hübschen Tassen von Sevres-Porzellan,« antwortete sie.

»Gut, Madame. Wie viel verlangen Sie für Beides zusammen?«

Die Jüdin nannte einen höchst übertriebenen Preis, welchen der alte Herr ohne Einwendung bezahlte.

»Ich bedaure, daß ich sonst nichts habe, was Ihnen gefällt, Monsieur,« bemerkte die Jüdin, indem sie die Gegenstände einpackte.

Michael Laubarrie lächelte vergnügt.

»O, ich bin sehr zufrieden mit meinem Tagwerk,« war seine Antwort. Und, mit altmodischer Höflichkeit sich verbeugend, nahm er sein Paket und verließ den Laden.

Michael Laubarrie war ein ausgezeichnete Gelehrter. Er war für die Kirche bestimmt gewesen, aber die Revolution hatte ihn aus dem Kloster vertrieben, noch ehe er sein Noviziat vollendet. Von seinem Gelübde entbunden, zog er sich auf ein kleines väterliches Gut zurück, entschlossen, den Rest seines Lebens dem Studium und der Einsamkeit zu widmen.

Seine Wohnung lag am Fuße der Alpen, auf der sonnigen Seite dieser Gebirgskette. Es war ein wilder, aber lieblicher Platz. Man erreichte das Haus auf einem ansteigenden, vielfach gekrümmten Weg, der auf beiden Seiten mit Gebüsch und schlanken Bäumen eingefaßt war. Wenn man sich dem Gebäude näherte, so fiel einem die weiße Front und das rothe Ziegeldach und der Garten mit seinen bunten duftenden Blumenflor und die Obstbäume, welche ihre Äste unter der Last ihrer saftigen Früchte zur Erde neigten, in die Augen, während sich im Hintergrunde das stolze Gebirge erhob, dessen grüne Abhänge von Heerden blökender Schafe belebt waren.

Michael Laubarrie war kaum nach Hause zurückgekehrt, als er seiner Haushälterin gebot, ihm einen Hammer und einige Nägel zu bringen.

Der alte Mann stieg dann auf einen Orgelstuhl und nachdem er einen Nagel über dem Kamin in die Wand geschlagen hatte, ließ er sich durch Madelon das Packet reichen, das den Einkauf enthielt, den er in der benachbarten Stadt gemacht hatte.

»Nun Madelon,« sagte er, als er das eingehüllte Portrait aus ihrer Hand nahm, »bereite Dich auf eine wirkliche Überraschung vor.«

Mit diesen Worten enthüllte M. Laubarrie das Gesicht eines kostbaren Bildes.

Kein Wort der Bewunderung, keine Bemerkung fiel von den Lippen des Weibes.

Mit sichtbarer Enttäuschung blickte der Gelehrte von seinem neuen Kauf auf seine Haushälterin. Madelon stand unbeweglich da, ihr runzeliges Gesicht zeigte nicht die geringste Erregung. Ihre dünnen Lippen waren fest geschlossen, als ob sie irgend einen Ausdruck von Schmerz zurückzuhalten suchte.

»Was, nicht ein Wort, Madelon?« rief ihr Herr. »Ich habe gedacht, Du würdest beim Anblick von so viel Schönheit und Anmuth in Entzücken gerathen. Ist denn nichts im Stande, Dich Deiner Teilnahmslosigkeit zu entreißen? Willst Du immer so leben, für nichts Interesse hegend, als für die bloßen Interessen Deines Dienstes?«

Die Frau runzelte die gefurchte Stirne und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust, aber sie sagte nichts.

Madelon, die seit zehn Jahren sich in M. Laubarries Dienst befand, war eine der häßlichsten Frauen in der Umgegend; aber sie war dabei eine höchst werthvolle Dienerin: thätig, reinlich,

gehorsam und geräuschlos. Ihr Gebieter schätzte und achtete sie deshalb, wie sie es verdiente.

Da er fand, daß sie ihm nicht antwortete, so sagte m: Laubarrie nichts mehr, sondern hing stillschweigend sein Bild auf. Er war an Madelons düsteres Wesen gewöhnt und achtete selten darauf.

Wenige Minuten danach verließ sie das Zimmer, kehrte aber nach einer kleinen Weile mit einem Brief in der Hand wieder zurück.

»Für Monsieur,« sagte sie, ihn auf den Tisch legend.

Briefe waren seltene Gegenstände bei den alten Gelehrten.

Man kann sich deshalb denken, mit welcher Begierde er das Siegel erbrach und das Blatt entfaltete.

Als er den Inhalt desselben vollständig gelesen hatte, rief er, lebhaft erregt, seine Haushälterin.

Madelon erschien sogleich.

Ihr Gebieter stand in der Mitte des Zimmers und sah aus, als ob er vor Freude tanzen wollt.

»Meine gute Madelon,« begann er mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, »meine gute alte Seele, unserm stillen Hause wird eine große unverhoffte Freude widerfahren. Ein alter Freund, den ich eine ganze Ewigkeit nicht gesehen, ist im Begriff, mir hier in meiner Einsamkeit einen Besuch abzustatten. Er ist eine große Person, ein Gesandter an einem auswärtigen Hof, und wir müssen unser Bestes thun, um ihn gehörig zu bewirthen. Er befindet sich auf dem Wege nach Toulon, will aber einen Abstecher hierher machen, um mich vor seiner Einschiffung zu sehen. Nun laß uns Alle ans Werk gehen.« fuhr er fort; »Nanette soll das Gastzimmer herrichten und Du, Madelon geh in die Küche und besorge für unser Dinner das Beste, was Du aufbringen kannst. Der Marquis de Bruyere wird vor Sonnenuntergang hier sein.«

Madelon antwortete, daß sie alles thun wolle, was in ihrer Macht stehe und, ohne auf fernere Befehle zu warten, verließ sie eilends das Zimmer und ging in die Küche.

M. Laubarrie und sein Freund hatten einander seit dem Jahre 1787 nicht mehr gesehen. Beim Beginn der Revolution war der Marquis ausgewandert und kehrte erst nach der Restauration der Bourbons wieder zurück, von denen er mit Ehren und Reichthum überhäuft wurde.

Obschon die Ankunft des Marquis nicht vor Sonnenuntergang erwartet wurde, so konnte sich M. Laubarrie doch nicht enthalten, beständig vor die Thüre zu treten, um sich nach dem wagen des reisenden umzusehen.

Endlich zeigte sich Nanette, die kleine Dienerin, die er auf Spähe ausgesandt hatte, in athemlosem Zustand an der Gartenthür, ihrem Gebieter durch Zeichen zu verstehen gebend, daß der erwartete Gast in Sicht sei.

Darauf stürzte dieser mit freudestrahlendem Gesicht und in der höchsten Aufregung hinaus.

»Wo ist er? Wo ist mein theurer alter Freund?« rief er, fast außer sich vor Vergnügen.

»Dort ist der Herr, Monsieur,« antwortete das Mädchen, hinunter auf den Weg deutend.

»Aber sein Wagen? Ich sehe ihn nicht. Es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein!«

Das Mädchen, das scharfe Augen hatte, bemerkte, daß der Reiter, der auf einem Esel herankam, der vornehme Herr sein müsse.

»Beim Himmel, er ist wirklich auf dem Rücken eines Esels!« rief M. Laubarrie, seine beiden Hände voll Verwunderung emporhebend, daß er einen Gesandten ohne Begleitung und in diesem Aufzug erblickte. Hinter dem Esel maschierte ein Landmann her, der die Reisetasche des Reiters trug und mit einem tüchtigen Prügel das träge Thier antrieb.

M. Laubarrie eilte seinem Freunde entgegen, der, als dieser sichtbar wurde, sofort abstieg. Der Gelehrte vergoß Thränen der Freude, als er den Marquis ans Herz drückte.

»Ah, dies ist ein glücklicher Tag für mich! Ich hätte niemals gedacht, daß ich den teuersten Freund meiner Jugend noch einmal umarmen würde, wie ich Sie jetzt umarme Marquis!«

»Marquis!« rief der neue Ankömmling, indem er seinen Arm in den von Michael Laubarrie schlang. »nein, Du mußt mich Gilbert nennen, wie Du es sonst gethan hast. Aber jetzt laß mich Dich einmal recht ansehen, Michael. Sehr wenig verändert! Ich hätte Dich sogleich erkannt.«

»Und Du, Gilbert, hast Dich wirklich sehr wenig verändert.«

Der Marquis seufzte und fuhr mit der Hand durch sein graues Haar.

»Du mußt einig Schwierigkeiten gehabt haben, diesen Platz aufzufinden,« bemerkte M. Laubarrie.

»Schwierigkeiten! nicht die geringste,« antwortete der Marquis. »Ich habe bloß meinen Wagen auf der Hauptstraße verlassen und dem nächsten Bauern, den ich traf, ersucht, mich zu Dir zu führen und hier bin ich.«

»Aber wer zeigte Dir den Weg so weit, als Du in Deinem Wagen kamst?«

»ich bedurfte keinen Wegweiser. ich kenne diesen Theil des Landes sehr gut. Ich bin vor langer Zeit hier gewesen.«

»Nachdem wir uns getrennt hatten?«

»Zwei Jahre danach.«

»Wie seltsam!«

Die beiden Freunde schritten nun Arm in Arm nach dem Hause.

»Madelon!« rief Michael Laubarrie, als er seinen Gast in das Zimmer führt, das er seine

Bibliothek nannte.

»Nun gib mir etwas zu trinken,« sagte der Marquis, »der Staub Eurer Straßen hat mich fast erstickt.«

in diesem Augenblick trat Nanette mit einem Präsentierteller herein, auf dem sich Wein, Zucker, Biscuits und ein kleines Körbchen mit flaumigen Pfirsichen von einer eigenthümlich gelblichen Farbe befanden.

»Ah, köstlich!« rief der Marquis, als Nanette ihren Teller auf den Tisch setzte. »Irgend Jemand hat es verraten, wie sehr ich diese Pfirsiche dieser Gegend liebe.«

Bald darauf rief Nanette ihren Gebieter mit einem langen Gesicht aus dem Zimmer.

»Was sollen wir anfangen, Monsieur?« rief sie in der größten Aufregung.

»Was gibt es?« fragte der Gebieter.

»Madelon ist plötzlich krank geworden und sie hat sich zu Bett gelegt.«

»O Himmel! Es ist doch hoffentlich nichts Ernstes?«

»Nein, Monsieur, es ist nur ein Anfall von Madelons schlimmen Kopfweh. Zum Glück ist das Essen fertig.«

»Getraust Du Dir, das Dinner ohne ihre Hilfe zu servieren?«

Nanette antwortete, sie wolle ihr Bestes thun. Und damit kehrte ihr Gebieter zu seinem Gast zurück.

Das kleine Speisezimmer war mit sechs Wachskerzen glänzend beleuchtet, als die Freunde es betraten. Der Marquis ging voraus; aber kaum hatte er ein halbes Dutzend Schritte gemacht, als er plötzlich stehen blieb, seine Augen auf das Portrait gerichtet, von dem wir gesprochen haben.

»Gütiger Himmel, Michael!« reif er darauf, »wo hast Du dieses Bild her?«

»Ich habe es diesen Morgen in der benachbarten Stadt F. in einem Curiositäten-Laden gekauft.«

»Mit diesen zwei Sevres-Tassen?«

»Ja.«

Der Marquis schwieg, denn in diesem Augenblicke trat Nanette mit der Suppe herein.

»Mein lieber Gilbert,« sagte M. Laubarrie, »es thut mir leid, Dir sagen u müssen, daß meine alte Haushälterin plötzlich krank geworden ist. Ich bitte Dich deshalb, Nachsicht zu haben, wenn etwas am Essen fehlen sollte.«

»ich bitte Dich, sprich kein Wort mehr über die Sache,« antwortete der Marquis in der liebenswürdigsten Weise, indem er an dem Tische Platz nahm.

Während des Desserts sah Michael Laubarrie seinen Gast beständig nach dem Portrait blicken und mehr als einmal hörte er ihn seufzen.

»Es ist auffallend, Gilbert, daß Du nie ans Heirathen gedacht hast,« bemerkte gelegentlich der Wirth.

»O, ich habe daran gedacht, mein Freund,« antwortete der Marquis, »das Original von diesem Bilde — auf das Portrait deutend — sollte meine Braut werden.«

Michael Laubarrie blickte seinen Freund erstaunt an.

»Was,« rief er »ist es möglich, daß das Original dieses Bildes Deine Verlobte war?«

»Ja, sie war meine erste und einzige Liebe. es ist eine traurige Geschichte.«

»Willst Du sie mir nicht erzählen, Gilbert?«

Ein schwaches Lächeln überflog die Züge des Marquis.

»Ja,« sagte er, »ich kann jetzt ohne viel Schmerz zu empfinden, von ihr sprechen. Ich will Dir deshalb meine sonderbare Geschichte erzählen.«

Und sein Glas leerend, leiste sich der Sprecher dem geheimnißvollen Portrait, das mit einer bezaubernden Grazie auf ihn herabzulächeln schien, gegenüber, während der Andere in seinem gewohnten Lehnstuhl Platz nahm.

Mehrere Minuten lang blieb der Marquis stumm und regungslos. Seine Gedanken waren mit der Vergangenheit beschäftigt und viele schmerzhaftige Erinnerungen erwachten in seiner Brust. Endlich begann er:

»Das schöne Geschöpf, das für dieses Pastellportrait saß, war Isabella de Vere, die einzige Tochter des Grafen de Vere. Erinnerst Du Dich noch eines Briefes von mir, in welchem ich Dir anzeigte, daß ich im Begriff stehe, einen Besuch im südlichen Frankreich abzustatten?«

»Ja, es war der letzte Brief, den ich von Dir erhielt; es war kurz vor der Revolution. Wenn ich nicht irre, so war es im August des Jahres 1789.«

»Dein Gedächtniß trügt Dich nicht, mein Freund. Ah, ich war damals ein junger Bursche voll Hoffnungen und mit einem Herzen, ganz zur Liebe geschaffen. Zwischen meinem Vater und den Eltern von Isabelle de Vere bestand ein Übereinkommen. daß wir Beide ein Paar werden sollten. Ich hatte die junge Dame noch nicht gesehen; aber ich erfuhr von meinem Vater, daß sie zwanzig Jahre alt und eine der schönsten Frauen in Frankreich sei. Mein Vater, dem diese Heirath sehr am Herzen lag, setzte mir die Vortheile derselben auseinander. Die de Veres, sagte er, seien ungeheuer reich und gehörten einer der ältesten Familien in der Provences an. Der Graf de Vere sei noch Einer von der alten Schule, zwar sehr unwissend und einfach, aber voll Ehre und

adeliger Gesinnung.

Ich übergehe die Einzelheiten meiner langen Reise von Paris hierher. Es war Sonnenuntergang, als ich des Schlosses de Vere ansichtig wurde. Ich und mein Diener hatten die ganze Reise zu Pferd gemacht und wir waren beide müde und erschöpft, als wir in den geräumigen Schlosshof einritten.

Keine Seele war zu sehen. Ich blickte zu den Fenstern des Schlosses empor und aus ihrem Aussehen hätte ich den Platz für unbewohnt gehalten. Meine Aufnahme gefiel mir nicht; aber ich nahm mir vor, mir von meinen Gedanken nichts merken zu lassen. Als ich abgestiegen war, stieß ich eine unverschlossene Thür auf, die ich vor mir sah, und eine Treppe erblickend, ging ich ohne Umstände hinauf. Es dauerte nicht lange, so befand ich mich in einem Salon, der aufs Reichste mit antiken Möbeln ausgestattet war. Dieses Gemach wies sich als ein Vorzimmer zu einem andern gegenwärtig bewohnten Salon aus. Ich hustete, um mich bemerklich zu machen und gleich darauf erschien ein kleiner Hund mit schrillum Bellen und hinter ihm eine Dienerin, der ich mich zu erkennen gab.

Einen Augenblick darauf befand ich mich in Gegenwart der Gräfin, die mir die beiden Hände schüttelte, indem sie sagte:

»Mein lieber Marquis, es thut mir so leid, daß Sie niemand unten fanden, der Sie empfing und willkommen hieß; aber wir hatten Sie erst für morgen erwartet.«

Ich sah mich mit stummen Erstaunen um, denn das Gemach war so prachtvoll ausgestattet, daß ich mir einbilden konnte, in einem Salon des Schlosses von Versailles zu sein.

Der Anzug der Gräfin befand sich mit ihrer Umgebung vollkommen im Einklang. Er bestand aus den reichsten Brokatstoffen und Schmuckgegenständen. Sie trug einen ungeheuren Reifrock und hatte Puder und Schminke aufgelegt. Sie war eine große schlanke, zart gebaute Frau von mittleren Jahren und noch immer sehr hübsch.

Als sie geklingelt und Kaffee bestellt hatte, beeilte sie sich, mich zu benachrichtigen, daß der Graf auf der Jagd sei, aber bald zurückkehren werde, und als darauf die Dienerin den Kaffee brachte, hörte ich sie sagen:

»Meldet Mademoiselle, daß ich sie zu sprechen wünsche; aber kein Wort weiter. Hört Ihr?«

Ich kann Dir nicht beschreiben, mein theurer alter Freund, wie mein junges und unerfahrenes Herz in diesem Augenblicke schlug.

»Isabelle erwartet nicht, Sie hier zu finden, und ich kann deshalb nicht sagen, wie sie sich gegen Sie benehmen wird.«

Kaum hatte die Dante dies gesprochen, als sich die Thür öffnete und eine leichte Gestalt, glänzend wie ein Frühlings-Sonnenstrahl, hereintrat. Es war Isabelle de Vere, die, als sie mich sah, im Begriff war, sich wieder zu entfernen; aber die Stimme ihrer Mutter hielt sie zurück.

»Komm hierher, Isabelle,« sagte die Gräfin ihrer Tochter winkend, welche, wie ich wahrnahm,

nur mit Widerwillen gehorchte. Und dann stellte uns die Matrone einander vor. Ich murmelte etwas, was als Compliment für Isabelles Ohr gelten sollte, worauf sie mir eine steife Verbeugung machte und sieh dann neben ihrer Mutter niedersetzte. Ihr Blick war voll Zurückhaltung und, wie es mir schien, auch voll Stolz.

Aber trotz ihres eisigen Benehmens war die Macht ihrer Schönheit so groß, daß ich mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte, und ich hätte zu ihren Füßen fallen und sie anbeten mögen. Von meiner Seite war es in der That eine Liebe auf den ersten Blick.

Dieses Portrait, das wir dort vor uns haben, gibt nur einen sehr schwachen Begriff von den Reizen Isabelles de Vere. Welcher Pinsel konnte die Frische und den Glanz ihres Teints wiedergeben? den süßen Zauber ihrer glänzenden, braunen Augen? den unvergleichlichen Reiz ihres verführerischen Lächelns? ich war so hingerissen von ihrer Erscheinung, daß ich meine Geistesgegenwart verlor. ich saß da wie ein Dummkopf und ließ die Gräfin ganz allein die Kosten der Unterhaltung tragen. Sie sprang von einem Gegenstand auf den andern über. Sie teilte mir mit, daß sie selbst Isabelle erzogen habe; daß sie aber jetzt, wo diese Aufgabe beendet sei, das Landleben zu langweilig finde.

Darauf bemerkte ich, daß sie vielleicht ein Interesse an ihren Unterthanen nehmen und sie zuweilen in ihren Wohnungen besuchen könnte.

»Bah,« sagte sie, »solche Leute sehe ich am liebsten aus der Ferne.«

Bei diesen Worten ihrer Mutter bemerkte ich, daß Isabelle entrüstet ihre Lippen emporzog.

»Ist es wahr,« fragte sie mich darauf, »daß drüben im Gebirge sehr schöne Blumen wachsen?«

Ich antwortete ihr bejahend und drückte zugleich mein Erstaunen aus, daß sie dieselben noch nicht gesehen habe.

Darauf antwortete sie kalt:

»Meine Mutter geht nur aus, wenn sie die Kirche besucht, und mir ist es gestattet, ohne sie auszugehen.«

In diesem Augenblicke wurden schwere Tritte im anstoßenden Zimmer vernommen und gleich darauf trat der Graf mit Gewehr und Jagdtasche herein.

Ich muß offen gestehen, daß ich den Schlossherrn, wenn ich ihn anderwärts in diesem Aufzug getroffen hätte, entweder für einen Wildhüter oder für einen Wilderer gehalten hätte.

Er warf seinen alten Jagdhut nachlässig auf eines der seidenen Sophas und wandte sich dann mit herzlichen Willkommen zu mir, indem er sein Vergnügen ausdrückte, mich in de Vere zu sehen.

Darauf sagte er zu seiner Frau und zu seiner Tochter, sie sollten rathen, was er ihnen für Wildpret mitgebracht habe.

»Vielleicht Hasen oder Rebhühner,« antwortete die Gräfin.

»Beides, antwortete der Graf mit triumphirender Miene. »ich habe einen jungen Hasen, der mich einen tüchtigen Lauf gekostet hat, das kann ich Euch sagen, und ich hätte ihn desohngeachtet doch nicht bekommen, wenn der Bursche nicht gewesen wäre, der im vorigen Jahre beim Preisringen die zinnerne Schüssel gewonnen hat —«

»Croix?« fragte seine Frau.

»Derselbe — Paul Croix,« erwiederte der Graf, seine Jagdbeute vorzeigend. »Er war zufällig mit seinem Hunde — einem Thiere, für das ich gerne ein Dutzend Kronen geben würde, in der Nähe. Ich hatte den Hasen in den Rücken geschossen, und er war über einen Abgrund gesprungen, wohin ihn mein Hund zu folgen sich weigerte. In diesem Augenblicke kam der Bursche Croix daher, und als er erfuhr, was geschehen war, verschwand er wie der Blitz und kam einige Minuten darauf mit einem Hasen zurück. Himmel! was ist das?« setzte der Jäger hinzu, als er beim Leeren seiner Jagdtasche eine kleine, roh aus Holz geschnitzte Figur hervorzog.

»Was in aller Welt soll das Ding vorstellen?« rief die Gräfin, sich wohl hütend, es zu berühren.

Ihr Gatte kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren und erwiederte, er glaube, es solle einen Jäger mit einer Flinte bedeuten.

»Nein, Vater, das ist es nicht,« sagte sie Isabelle, die Figur begierig in die Hand nehmend. »Es ist ein Schäfer der seine Heerde weidet. Sehen Sie nicht, daß er sich auf seinen Stab lehnt?«

»Die Heiligen mögen uns beschützen, Isabelle!« rief ihre Mutter. »Ziehe Handschuhe an, Kind, ehe Du die Figur weiter angreifst. Kannst Du wissen, in welchen gemeinen Händen sie gewesen ist?«

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte Isabelles Gesicht, und sie streckte die Finger ruhig in die Tasche.

Ich bemerkte dies und wunderte mich darüber.

»Es ist das Bild irgend eines Heiligen, das mein Jagdaufseher mir heimlich in die Tasche gesteckt hat, um mir Glück zu bringen,« bemerkte der Graf mit einem Lächeln.

»Sehr wahrscheinlich,« sagte Isabelle mit auffallend gedankenvoller Miene.

Der Graf streckte sich darauf der vollen Länge nach auf ein Sopha aus, während seine Frau aus einer mit Diamanten reich besetzten Dose eine Prise nahm und sich dann majestätisch fächelte. Gatte und Frau zeigten einander gegenüber einen auffallenden Contrast. Er mit seinem groben Jagdrock, mit seinen ledernen Gamaschen, die bis über die Kniee reichten, mit seinem sonnenverbrannten Gesicht, seinen großen, haarigen Händen und seiner kolossalen Gestalt; sie mit ihrem Reifrock, ihren Spitzen und Juwelen, ihrem gezierten Benehmen und ihrer unbegrenzten Verachtung aller Derjenigen, die das Glück in der sozialen Stufenleiter unter sie

gestellt hatte. Ich konnte nicht umhin, von dem Einen zum Andern zu blicken, mich darüber verwundernd, wie zwei Personen, die in jeder Beziehung so weit von einander verschieden waren, es einrichteten, um glücklich mit einander zu leben.

Nach einigen Minuten der Unterhaltung wurde mir mein Zimmer angewiesen, wo ich meinen Reiseanzug mit passenderen Kleidern vertauschte. Dann kehrte ich in den Salon zurück, und auf ein Zeichen von der Gräfin, bot ich Isabelle meinen Arm und führte sie zur Soupertafel, die in einem anstoßenden Zimmer gedeckt war. Natürlich saß Isabelle an meiner Seite; aber wenn ich sie anredete, antwortete sie mir kurz und mit eisiger Kälte. Sie schien indes nicht im geringsten übler Laune zu sein; im Gegentheil, ihr Gesicht trug den reizendsten und bezauberndsten Ausdruck, mein Herz geieth immer mehr in Fesseln.

Nach dem Souper kehrten wir in den Salon zurück, und Isabelle trat ans Fenster und blickte, ihre Wange auf die Hand gelehnt, hinaus. Sie war bald durch die schweren, sammtenen Vorhänge verhüllt; aber ich konnte ihre Züge deutlich wahrnehmen. Ihre Haltung verrieth ein tiefes Nachdenken und ihre Blicke waren nach dem Dorfe gerichtet, wo die erleuchteten Fenster wie ebenso viele entfernte Glühwürmchen glänzten.

Dann hörte ich sie einen tiefen Seufzer ausstoßen, und kurze Zeit darauf stahl sie sich aus dem Zimmer.

Trotz meiner großen Ermüdung konnte ich in dieser Nacht nur sein wenig schlafen. Stunden lang verfolgte mich das reizende Gesicht von Isabelle de Vere, und als es mir endlich gelang, einzuschlafen, sah ich es in meinen Träumen.

Die Schlossuhr hatte noch nicht Sieben geschlagen, als Jemand an meiner Zimmerthüre klopfte, und als ich »herein« rief, zeigte mein Wirth sein joviales Gesicht.

»Ich war gerade im Begriff meine Toilette zu beendigen.

»Ich störe Sie doch nicht?« fragte er, einen Stuhl nehmend.

Ich verneinte es.

»Ich bin gekommen, mein lieber, junger Freund,« begann er ohne Einleitung in seiner einfachen Weise — »ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß meine Frau ganz entzückt von Ihnen ist. Was mich anbelangt, so gefielen Sie mir auf den ersten Blick, denn Sie gleichen Ihrem Vater, welcher der würdigste und beste Mann war, den ich gekannt habe. Und nun, da Sie unsere Gefühle gegen Sie kennen, müssen Sie aufrichtig sagen, was Sie von unserer Tochter denken — ob sie ihren Beifall hat — ob —«

»Ah, Graf,« rief ich mit Enthusiasmus, »Mademoiselle de Vere ist die Vollkommenheit selbst, und ich werde mich für den glücklichsten Sterblichen halten, wenn ich vor ihren Augen Gnade finden kann.«

»Wenn dies der Fall ist, so wollen wir keine Zeit verlieren, die Anstalten für die Hochzeit zu treffen,« war die fröhliche Antwort des Wirths.

»Aber es könnte vielleicht ein Hindernis obwalten,« bemerkte ich zögernd.

»Hinderniß!« wiederholte der Graf mit Verwunderung. »Welches Hinderniß kann da vorhanden sein? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie unsern Beifall haben?«

Und er ergriff meine Hand und drückte sie mit Wärme, zum Beweis, daß er mich als Schwiegersohn angenommen habe.

»Lieber Graf,« sagte ich, »wenn Sie mir eine Gunst gewähren wollen, so lassen Sie Mademoiselle de Vere nicht wissen, daß Sie mich angenommen haben. Gewähren Sie mir einige Tage, um ihre Einwilligung zu gewinnen.«

»Gut, Gilbert, es sei, wie Sie wünschen,« entgegnete er lachend. »Das Herz meiner Tochter müßte von Stein sein, wenn sie es über sich gewinnen könnte, Sie lange in Ungewißheit zu lassen.«

ich sah weder Isabelle noch ihre Mutter beim Frühstück, aber um zwölf Uhr ließ mich die letztere rufen. Zu meinem großen Verdruß traf ich die Dame allein.

Sie empfing mich sehr gnädig, billigte meinen Wunsch, das Herz ihrer Tochter zu gewinnen, und versicherte mir, daß ich jede Gelegenheit dazu erhalten solle.

»Um damit zu beginnen,« sagte sie, »theile ich Ihnen mit, daß sich Isabelle im Garten befindet. Gehen Sie zu ihr und beginnen Sie Ihre Bewerbung.«

Ich küsste die Hand der Dame und eilte sogleich fort, um den Gegenstand meiner Liebe aufzusuchen.

Sie, die Schönste der Frauen, die jemals mein Auge erblickt, die Angebetete meiner Seele, schritt langsam dahin, offenbar in tiefe Gedanken versunken. Sie nahm mich nicht wahr, als ich auf sie zuging. »War es möglich, daß ich in ihren gegenwärtigen Gedanken einen Platz einnahm?« fragte ich mich.

O, wie meine Pulse schlugen!

Sie trat jetzt in eine Laube und setzte sich auf eine Bank, wo sie ihr Arbeitskörbchen gelassen hatte. Einige Augenblicke saß sie mit gebeugtem Haupt, das Kinn mit der Hand gestützt, und mit niedergeschlagenen Augen da. Als sie aber meinen nahenden Schritt hörte, raffte sie ihre Arbeit auf und begann eifrig zu nähen.

Als sie mich sah, erhob sie sich plötzlich, um sich zu entfernen, aber meine Stimme hielt sie auf.

»Ihre Mutter hat mich hierher gesandt, Mademoiselle,« sagte ich ungeschickter Weise.

Sie neigte kalt das Haupt, ohne die Augen zu mir zu erheben, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Ich war verwirrt, ich wünschte zu sprechen, aber ich konnte keine Worte finden.

Ich setzte mich zu ihr auf die Bank und, kaum wissend, was ich that, hob ich das Ende eines blauen Bandes, das sie mit Silberfaden stickte in die Höhe. Die Arbeit war gewöhnlich genug, aber in meinen Augen erschien sie als ein Meisterstück, der größten Aufmerksamkeit würdig. Nachdem ich sie eine Zeit lang betrachtet, hatte, brachte ich das Ende des Bandes mit der größten Ehrfurcht wieder an seinen früheren Platz zurück.

»Für welchen Zweck ist dieses Muster geschickter Nadelarbeit bestimmt?« fand ich endlich den Muth zu fragen.

»Es ist für denjenigen bestimmt, der es verdienen wird,« antwortete sie mit leiser, zitternder Stimme und mit gerötheten Wangen.

»So werden wir also ein Turnier haben, Mademoiselle? Wenn dies der Fall ist, so werde ich mich in die Liste eintragen und den Preis zu erringen suchen, den Sie für den Sieger bestimmen.«

Isabelle schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, daß sie das thun werden,« sagte sie kurz.

»Und warum nicht, Mademoiselle?« erwiderte ich in ernstem Tone. »ich würde für eine Blume oder ein Band von Ihnen mit Freuden mein Leben wagen.«

Bei diesen Worten runzelte Isabelle die Stirne und wandte mit betrübter Miene den Kopf ab.

»Ich bitte Sie, Mademoiselle, mir zu sagen, was ich thun kann, um ein Ding, das in meinen Augen so kostbar ist, zu gewinnen?«

Ein leichtes spöttisches Lächeln umspielte Isabellens Mund ehe sie antwortete.

»Sie werden mit einem ganzen Haufen Bewerber in die Schranken treten müssen,« bemerkte sie.

»Das will ich gern thun, Mademoiselle.«

»Seien Sie dessen nicht so gewiß,« antwortete sie mit einem neuen spöttischen Lächeln. »Am nächsten Sonntag,« fuhr sie fort, »wird unser ländliches Fest stattfinden, bei welcher Gelegenheit alle jungen Männer der Umgegend sich versammeln werden, um an den Spielen Theil zu nehmen. Unter andern werden sie euch Ringspiele aufführen, und für den Gewandtesten und Stärksten unter ihnen ist dieses Band bestimmt. Sie werden nun wohl einsehen, daß Sie nicht mit denjenigen in Bewerbung treten können, die für diesen Preis kämpfen werden.«

Ich gestehe, daß ich schwach genug war, mich durch ihre Worte etwas gereizt zu fühlen.

»So, Mademoiselle,« entgegnete ich mit einiger Bitterkeit, »es scheint demnach, daß dieses Band, das Sie mit Ihren eigenen, schönen Händen gestickt haben, neben der Zinnschüssel figuriren wird, welche, wie Ihr Vater gestern erwähnte, bei den letzten Ringspielen irgend ein ländlicher Tölpel gewonnen hat. Ich denke, daß damit diesem Hausgeräthe zu viel Ehre erwiesen wird.«

Ein Zornesstrahl blitzte in Isabelles Augen und eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht, während ihre Finger so heftig zitterten, daß sie nicht im Stande waren, die Nadel zu führen.

»Ah, Sie verachten die Vergnügungen des Volkes,« bemerkte sie mit schneidendem Hohn. »Ihr Stolz verachtet diese einfachen Männer, deren harte Arbeit dazu beiträgt, Ihnen ein bequemes, angenehmes Leben zu sichern. Aber Geduld — Geduld!«

»Nein, Mademoiselle,« beeilte ich mich zu erwidern, »Sie dürfen versichert sein, daß ich Niemand verachte — auch den geringsten nicht. Aber ich muß bekennen, daß ich gewisse Sympathien und Antipathien habe, die wahrscheinlich meiner Erziehung zuzuschreiben sind.«

»Ihrer Erziehung!« wiederholte sie. »Sagen Sie lieber Ihren Vorurtheilen.«

Ich zögerte etwas, ehe ich antwortete, da ich nicht wünschte, mich mit ihr in einen Wortwechsel einzulassen.

»Es ist wahr,« sagte ich endlich, »ich liebe ausschließlich die Gesellschaftskreise, in denen ich lebe, und ich bin überzeugt, daß Sie in dieser Beziehung gerade so wie ich denken und fühlen werden, d. h. wenn Sie Ihren Platz unter Ihres Gleichen, unter den Liebenswürdigen, unter den Bewundertsten und Gelehrtesten eingenommen haben.«

Sie schüttelte heftig das Haupt.

»Niemals!« rief sie mit Nachdruck.

»Wie so, Mademoiselle? Wollen Sie nicht in den auserlesenen Gesellschaftskreis eintreten, dem Sie durch Erziehung und Stellung mit vollem Rechte angehören?«

»Nein«, antwortete sie mit Entschiedenheit. »Ich fürchte im Gegentheil von hier entfernt zu werden. Nur mit unaussprechlichen Bedauern würde ich diesen Platz verlassen.«

Diese Erklärung entmuthigte mich nicht im Geringsten.

»Ah,« dachte ich, »es ist offenbar, daß Mademoiselle in diesem alten Schloss, wo sie geboren ist, ihr Leben zubringen wünscht. Von ganzem Herzen! Ihre Wahl muß dann nothwendiger Weise auf mich fallen, da sonst niemand da ist.«

Der Gedanke, mich mit ihr in diesem entlegenen Winkel einzuschließen, hatte durchaus nichts Abschreckendes für mich.

»Sie haben recht,« sagte ich nach einer kleinen Pause. »Die Ruhe dieses Ortes ist köstlich. Ich könnte mich leicht dazu entschließen, die Welt zu verlassen und als einfacher Landedelmann zu leben, und —«

»Sie Marquis,« unterbrach sie mich plötzlich, »Sie könnten dies thun?«

»Warum nicht, Mademoiselle?«

»Wie könnten Sie alle ihre Bälle, ihre Opern und alle die Vergnügungen und Zerstreungen

verlassen, an die Sie stets gewöhnt waren?«

»Ich würde nichts bedauern. Mademoiselle, wenn Sie nur gütig gegen mich wären,« antwortete ich mit einem plötzlichen Ausbruch von Zärtlichkeit.

Darauf rückte Isabelle an das andere Ende der Bank zurück, als ob sie eine Wespe gestochen hätte, und zuckte die Achseln mit einer hochmüthigen Gebärde, die jede andere Frau verunstaltet hätte, die sie aber in meiner bethörenden Einbildung nur noch reizender erscheinen ließ. Dann lehnte sie, ohne weiter auf mich zu achten und gerade, als ob sie mir zeigen wollte, daß ihr meine Unterhaltung lästig sei, das Gesicht gegen das Gitterwerk der Laube und betrachtete die untenliegende Landschaft.

Wir verhielten uns Beide schweigend. Ich betrachtete sie mit einer vagen Unruhe, ich zögerte, sie anzureden und wartete darauf, bis sie sich umdrehen würde. Aber sie schien in eine tiefe und traurige Träumerei versunken.

Plötzlich machte sie eine Bewegung und erröthete. Man hätte durch die Falten ihres Kleides ihren beschleunigten Herzschlag zählen können, wie sie so gegen das Gitterwerk der Laube lehnte, vor Aufregung, wie es schien, einer Ohnmacht nahe.

Mit einer unerklärlichen Unruhe sprang ich auf und blickte über ihres Schulter, um womöglich die Ursache ihrer auffallenden Verwirrung zu entdecken. Aber es war nutzlos, ich konnte Niemand in der Nähe sehen. Ich blickte weiter hinaus, aber ich konnte nur einige Landleute wahrnehmen.

Alles dies nahm nur einen Augenblick in Anspruch. Isabelle athmete tief auf, fuhr mit ihrem Taschentuch über das Gesicht, von dem die Röthe verschwunden war, drehte sich mit einer ruhigen, stolzen Miene um, welche bewies, daß sie glaubte, ich hätte nichts bemerkt.

Hielt ichs doch selbst, um die Wahrheit zu sprechen, nicht für unwahrscheinlich, daß ich mich getäuscht habe.

In diesem Augenblick läutete eine Glocke zum Dinner und Mademoiselle erhob sich.

ich war im Begriff, ihr meinen Arm anzubieten, aber sie vermied es, indem sie über den Weg schritt und einige Blumen pflückte. Ich ging weiter bis zum Eingang des Schlosses, wo ich stehen blieb und sie erwartete. Als sie kam, machte sie mir eine steife Verbeugung legte ihre Fingerspitzen auf meinen Arm und wir gingen so zusammen in das Speisezimmer.

Während des Mahls wandte sich die Unterhaltung selbstverständlich den Ereignissen des Tages zu.

»Die Unruhen, welche in Paris und dessen Umgebung stattfindet, machen sich selbst hier fühlbar,« sagte der Graf. »Die Sinne unserer Bauern sind ganz verwirrt und die jungen Leute fangen an, sich selbst zu vergessen.«

»Was wollen Sie damit sagen, daß das Volk in dieser entlegenen Gegend sich durch die politischen Verhältnisse in Aufregung versetzen läßt?« fragte ich.

»Allerdings ist es bereits so weit gekommen und das Feldgeschrei unter ihnen ist »Plünderung und Tod allen Aristokraten!«

»Sie setzen mich in Erstaunen,« erwiderte ich.

Mein Wirth zuckte mit einem Ausdruck der höchsten Verachtung die Achseln.

Als das Mahl vorüber war, entfernte sich der Graf ohne weitere Umstände, um seinem Jagdvergnügen nachzugehen.

Isabelle hatte ihre Lieblingsstellung am Fenster eingenommen. als ihre Mutter mir ins Ohr flüsterte:

»Nun, welchen Erfolg haben Sie bei meiner Tochter gehabt?«

»Keinen, Madame,« entgegnete ich. »Ich bin ganz entmuthigt.«

»Unsinn!« sagte die Dante. »Ich weiß, daß Isabelle keine zärtliche Natur ist; aber ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen wird, sie nach und nach zu gewinnen. Unterdeß bleibt nichts übrig, als Ihre Heirath zu beschleunigen.«

Ich dachte an das seltsame Benehmen Isabellens und ein unerklärliches Gefühl von Furcht beschlich mich.

»Angenommen, Madame,« sagte ich, »es hätte bereits Jemand von Mademoiselles Neigung Besitz ergriffen?«

Über diese Annahme schlug die Gräfin ein herzliches Gelächter auf.

»Absurd!« rief sie aus. »Auf zwanzig Meilen in der Runde befindet sich kein Mann, auf den ein Mädchen von Geburt ihr Auge richten würde. Sie haben auch nicht einen

Schatten von einem Nebenbuhler. Natürlich bringe ich ein halbes Dutzend von alten Herren, die uns zuweilen die Ehre anthun, mit uns zu speisen, nachdem sie mit dem Grafen gejagt haben, nicht in Anschlag.«

Während die Dame noch sprach, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen prächtig geschnitzten, ovalen Rahmen gelenkt, der einen schlechten, englischen Kupferstich enthielt.

»Ah, ich weiß, was Sie denken,« lachte die Gräfin, »Sie glauben, daß wir diesem unbedeutenden Bild zu viel Ehre anthun, indem mir es in eilten so hübschen Rahmen gefasst haben.«

»So ist es, Madame. Wenn ich nur ein Kästchen mit Pastellfarben hier hätte und wenn Sie es mir erlauben würden, so würde ich versuchen, Ihr Portrait zu malen, um es an die Stelle dieses Kupferstichs zu setzen.«

»Wie köstlich!« rief die Gräfin, lebhaft in die Hände klatschend. »Wir haben nicht allein Pastellfarben hier, sondern auch Pergament und alle übrigen Requisiten, die ein Künstler bedarf.

Aber nicht *mein* Portrait wünsche ich von Ihnen gemalt zu sehen. Isabelle würde sich besser in diesem Rahmen ausnehmen als ich.«

»O, wenn mir Mademoiselle nur das Vergnügen schenken wollte!« rief ich, nach der Zauberin blickend, die noch immer am Fenster stand.

»Isabelle!« rief die Gräfin.

»Madame — meine Mutter!« antwortete die junge Dame, sich plötzlich aus ihrer tiefen Träumerei empor raffend.

»Komm hierher, mein Kind!«

Isabelle war in einem Augenblicke an der Seite ihrer Mutter.

»Meine Liebe,« fuhr die Gräfin fort, »der Marquis hier will Dein Portrait malen.«

»Gut, Mutter; ich bin bereit,« war die gleichgültige Antwort, die ohne die geringste Gesichtsveränderung gegeben wurde.

»Bereit!« wiederholte die ältere Dame. »Der Himmel gebe mir Geduld mit dem Kind! Glaubt sie, daß man ihr Portrait in diesem Anzug und in diesem Kopfputz malen wird? Geh zu Deiner Kammerjungfer, laß Dir Puder ins Haar streuen und es mit Bändern ausputzen, ziehe Dein Spitzenkleid an und dann komm wieder hierher.«

»Ja, Mutter,« antwortete Isabelle, mit derselben nachlässigen Gleichgültigkeit, wie zuvor, und ohne ein weiteres Wort verließ sie das Zimmer.

»Wie sonderbar betrügt sie sich!« dachte ich. »Haßt sie mich? ich fürchte sehr, daß es der Fall ist.«

Unterdessen brachte die Gräfin ein Kästchen mit Pastelfarben, einige Blätter Pergament und andere und andere nothwendige Materialien. Der Tisch wurde in das rechte Licht gerückt und Alles für mich zurecht gemacht.

Ehe ich begann, wurde ein Teller mit gelben Pfirsichen mit Zucker und Malvasierwein von der Dienerin der Gräfin gebracht.

Als das Mädchen das Zimmer verließ, trat Isabelle herein.

»Die gute Marie!« sagte die Gräfin, auf die Dienerin anspielend; »sie ist ein wahrer Schatz. Sich hätte gewünscht, dass sie irgend einen wohlhabenden Landmann in der Umgegend geheirathet hätte, aber sie konnte sich nie entschließen, einem Bauerntölpel ihre Hand zu reichen.«

»Das würde auch zu viel Ehre für sie gewesen sein,« fuhr Mademoiselle heraus. »Diese Bauerntölpel sind freie Männer und sie ist nur eine Dienstmagd.«

»Die Heiligen seien uns gnädig!« rief die Gräfin, »Seit wann hast Du Dir diesen sentimental

Unsinn in den Kopf gesetzt? Obschon Marie nur eine Dienerin ist, so würde sie sich doch herabgewürdigt haben, wenn sie sich mit einem dieser ungebildeten und rohen Bauern verbunden hätte, die Du als freie Männer bezeichnest.«

Isabelle wurde blutroth, verwirrt und zornig zugleich. Ich war erstaunt, sie über die einfachen Worte ihrer Mutter so erregt zu sehen.

Hätte ich in diesem Augenblick nur die geheimen Gefühle von Isabelle de Vere zu lesen vermocht, wie bestürzt würde ich gewesen sein! Ach, wie wenig konnte ich ahnen, wohin sie dieselben führen würden! Wenn ich ihr entsagt hätte und aus ihrer Nähe geflohen wäre, so wäre sie vielleicht voll einem großen Unglück gerettet worden. Aber ich blieb und Ihr Verhängniß erfüllte sich.

Hier hielt der Erzähler inne und blickte auf das vor ihm hängende Bild. Dieses liebliche Gesicht schien ihn anzulächeln. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

Ich begann sofort mein Werk und in drei oder vier Tagen vollendete ich das Portrait, das zwar kein Kunstwerk, aber dem Original sehr ähnlich war.

Ich vermag nicht zu beschreiben, was während dieser vier Tage, wo ich Isabellens Gesicht fortwährend vor Augen hatte, in meinem armen, verliebten Herzen vorging. Sie saß in einiger Entfernung von mir, mit ernster Miene, den Blick auf mich gerichtet.

Zuweilen pflegte ihre Mutter mit komischer Ungeduld zu sagen: »Lache, Kind — so lache doch!« Aber das Lächeln stahl sich nur auf dieses stolze Gesicht, wenn seine Inhaberin in nachdenken verfiel. Dann hatten ihre Züge ihren natürlichen Ausdruck und ein sanftes Licht erschien in ihren schmelzenden Augen.

Zuweilen liest uns ihre Mutter mit einander allein. Bei solchen Gelegenheiten veränderte sich Isabellens Gesicht wie durch einen Zauber. Mit einer eisigen Miene wendete sie dann ihre Augen ab und ihre Blicke gaben mir deutlich genug zu verstehen, daß ich sie beleidigen würde, wenn ich es wagen sollte, mit ihr zu sprechen. Aber ich war so tief in Liebe versunken, so hoffnungsvoll, sie zu gewinnen, daß alle diese Beweise von Gleichgültigkeit und Verachtung mich nicht zu entmuthigen vermochten. Mit blinder Hartnäckigkeit hielt ich an dem Glauben fest, daß meine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit sie endlich doch erweichen würden, und mein Entschluß ging dahin, sie, wie ihre Mutter gerathen hatte, einstweilen zu heirathen.

Isabellens Vater wußte nichts von unserem Treiben. Das Portrait sollte ihm eine Ueberraschung bereiten. Es war keine schmierige Sache, es vor ihm zu verheimlichen, da er den größten Theil des Tages auf der Jagd zubrachte und sich niemals beifallen ließ, zu fragen, womit wir uns beschäftigt hatten.

Als das Bild vollendet war, legte ich es in den Rahmen und hing es in den Salon, dem Sopha gegenüber, auf, wo der Graf des Abends Platz zu nehmen pflegte.

An diesem Tage hatte die Gräfin nach Sonnenuntergang die Fensterläden schließen und eine Menge Wachskerzen anzünden lassen, während Marie mein Meisterwerk mit einem Blumenkranze geschmückt hatte.

Die Gräfin führte ihren Gatten in das Zimmer.

»Ah,« rief er sogleich das Bild gewahrend. »Isabellens Portrait! Excellent!«

»Aber Du fragst ja nicht noch dem Namen des Künstlers,« sagte seine Frau nach einer Pause.

»Ich bin ihm viel Dank schuldig, wer er auch sein mag;« antwortete er in seiner gewöhnlichen, gutmüthigen Weise.«

»Hier ist er, mein Lieber« sagte die Gräfin, nach bei der Hand ergreifend. »Seine Bescheidenheit verhindert ihn, vorzutreten.«

Der gute Graf legte seine Hand auf meine Schulter und sagte in fröhlichem Tone:

»Wir wollen einen Tausch machen. Ich will Ihnen das Modell geben und Sie sollen mir das Portrait überlassen,« und mit diesen Worten wendete er sich zu Isabellen, um ihre Hand zu ergreifen und in die meinige zu legen; aber sie schlüpfte auf die Seite und verbarg sich hinter ihrer Mutter.

»Gut, gut; Gilbert, Sie haben mein Versprechen und das genügt,« sagte er in ernstem Tone.

»An demselben Abend, beim Souper, sagte der Graf plötzlich zu seiner Frau:

»Meine Liebe, hast Du das ländliche Fest morgen vergessen?«

»Beinahe«, antwortete sie nachlässig.

»Als ich an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, bemerkte ich, dass das ganze Dorf von Fremden wimmelte — von Zigeunern, Hausirern, Seiltänzern und derlei Volk. In früherer Zeit«, fuhr er zu mir gewendet fort, »war es Sitte, daß die Frau oder die Tochter des Gutsherrn mit einem der jungen Landleute den Ball eröffnete. Diese Gewohnheit war allmählig abgekommen, aber Isabelle hat sie im vorigen Jahre wieder erneuert. Sie tanzte, wie ihre Großmutter und ihre Urgroßmutter vor ihr, mit einem Bauern. In diesem Jahre wird die Sache anders sein. Morgen werden wir nur in das Dorf gehen, um die Kirche zu besuchen —«

»Wie, Vater,« unterbrach ihn Isabelle, »werden wir nicht den Spielen — dem Ringen beiwohnen?«

»Nein, Tochter,« erwiderte er mit Festigkeit. »Die Zeiten haben sich verändert, und Du kannst nicht da erscheinen, wo Du nicht die Gewißheit hast, die gebührende Achtung zu finden.«

»Wie, Isabelle, Du wirst doch gewiß nicht den Verlust dieses widerwärtigen Tanzes und Deines noch widerwärtigeren Tänzers bedauern?« rief ihre Mutter im Tone gutmüthigen Tadels. »Erinnerst Du Dich noch des vorjährigen? Er trug eine grüne Weste, kurze Hosen von derselben Farbe, dicke, wollene Strümpfe und schwere genagelte Schuhe?«

»Und was liegt an der Kleidung?« entgegnete Isabelle mit kaum verhaltener Entrüstung. »Ich ziehe die Einfachheit ihrer Sitten unseren künstlichen Verhältnissen weit vor. Und was ihre

Gesellschaft betrifft, so kann man sie genießen, wenn —«

»Man sich in freier Luft befindet,« lachte die Gräfin spöttisch.

In diesem Augenblicke erinnerte ich mich des blauen Bandes, das Isabelle gestickt hatte, und sagte zu dem Grafen:

»Der Sieger beim Ringen wird also den Preis von Mademoiselle nicht erhalten?«

»Nein; es sei denn, dass er ihn hier im Schlosse abholt,« war seine Antwort.

Ich blickte Isabelle an und wunderte mich über den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke.

»Wieder dieser unerklärliche Blick,« sagte ich zu mir. »Was will sie damit sagen?«

Zweites Capitel.

Der Graf und die Gräfin hatten das Zimmer verlassen, und ich bot darauf Isabelle meine Hand, um sie zu führen; aber sie zog sich zurück und schien meine Handlung nicht zu bemerken.

»Margen, Mademoiselle!« flüsterte ich ihr ins Ohr, »wird die Frau Gräfin, Ihre Mutter, Ihnen mittheilen, wann unsere Vermählung stattfinden wird. Sagen Sie mir, Mademoiselle, ich beschwöre Sie darum — sagen Sie mir, ob Sie meine Neigung erwidern können. Ich werde nicht glücklich sein, wenn es nicht der Fall ist. Sie müssen freiwillig ihre Zustimmung geben —«

»Morgen! So bald?« murmelte sie, mich mit gerunzelter Stirne anblickend.

»O, Mademoiselle, ich liebe sie so leidenschaftlich!«

»Aber gesetzt ich liebte Sie nicht, wollten Sie mich dennoch heirathen?«

Ich antwortete ihr nicht. Sie beugte bloß mein Haupt.

»Ah, ich sehe. Nun warten Sie — warten Sie eine Weile!« antwortete sie in einem fast drohenden Tone.

Am folgenden Morgen fand ich die Gräfin herausgeputzt, als ob sie sich zu einem großen, öffentlichen Feste begeben wollte, statt zum Gottesdienst in die Dorfkirche. Sie trug ein veilchenblaues, seidenes Kleid mit drei langen Spitzengarnierungen und Straußenfedern im Haar. Isabellens Anzug bestand aus weißer Seide und ihr Hut war mit langen Bändern ausgeputzt, die ihr auf die Schultern niederfielen.

Ich näherte mich der letzteren und bot ihr guten Morgen, aber mein Gruß wurde nur mit einem unmerklichen Kopfneigen erwidert. Ich fühlte mich durch ihr eisiges Benehmen schwer gekränkt. Ihre Mutter sah es und sagte zu mir:

»Ich habe ihr noch nicht gesagt, was heute in der Kirche stattfinden wird. Kümmern Sie sich nicht um ihr Gebahren.«

Gleich darauf brachen wir sämmtlich nach dem Dorfe auf. Der Graf seine Tochter und ich gingen voraus, die Gräfin folgte in ihrer Sänfte, und den Zug beschloss die Dienerschaft, aus einem Dutzend Männer und Frauen bestehend.

Vor der Kirche war eine große Versammlung von Landvolk. Alle trugen ihre Feiertagskleider, und Männer und Frauen; führten eine laute, fast lärmende Unterhaltung.

Seitwärts, auf einem offenen Platze, wo der Jahrmarkt abgehalten wurde, war ebenfalls eine große Menschenmenge versammelt. Ich bemerkte, daß alle junge Leute entweder im Knopfloch oder auf ihrem Hut ein Stück farbiges Band trugen.

Als der Graf und seine Familie erschienen, waren Aller Augen auf sie gerichtet und alle

Stimmen schwiegen. Man machte langsam Platz und ließ uns passiren. Einige wenige alte Männer zogen den Hut; aber die meisten der Anwesenden ließen es an jedem Zeichen der Achtung fehlen.

Trotz der Schläge, welche das Volk in der letzten Zeit gegen die Aristokratie gerichtet hatte, War der erhöhte Betstuhl des Schlossherren, über dem sich das gräfliche Wappen befand, in der alten Kirche ungestört geblieben.

Der Graf nahm seinen Platz zwischen seiner Frau und seiner Tochter, während ich mich neben die letztere stellte.

Unser erscheinen hatte einige Bewegung in der Versammlung hervorgerufen. Als die Gräfin mit lächelnder und stolzer Miene und wallenden Federn durch die Kirche schritt, wobei die hohen Absätze ihrer Schuhe auf den steinernen Platten ertönten, hatten sich Aller Augen mit drohenden Gebärden auf sie gerichtet, und sobald wir uns gesetzt hatten, ließen sich laute, zornige Stimmen vernehmen.

»Was giebt es?« fragte der Graf.

»Sie sagen, wir seien auch nicht bester als sie und wir sollen in denselben Reihen mit ihnen beten.« erläuterte Isabelle.

»So!« sagte ihre Mutter, noch stolzer mit ihren Federn nickend.

Das Gesicht des Grafen war blaß geworden. Er erhob sich und blickte stolz und verächtlich um sich.

In diesem Augenblicke erschien der Priester und Alle knieeten schweigend nieder. Später traten ein Dutzend junge Männer oder mehr vor den gräflichen Stuhl und stellten sich in einer bleibe daselbst auf.

Ich sah den Grafen fragend an, denn ich wußte nicht, wie ich diese Bewegung von Seite der jungen Leute deuten sollte und fühlte mich einigermaßen beunruhigt.

»O, es ist ihr Vorrecht an Festtagen,« belehrte mich der Graf, »und der Sieger im Ringkampf und seine Kameraden nahmen es stets in Anspruch.«

Diese jungen Männer trugen alle grüne Zweige auf ihren Hüten. Sie waren sämtlich stämmige Bursche von muskulösem Körperbau und unter ihnen zeichnete sich besonders ihr Anführer aus. Er war über sechs Fuß hoch und seine hübschen regelmäßigen Züge erinnerten mich an den Kopf einer antiken Statue, die einen Gladiator darstellt. Der Anzug dieses Mannes wich einigermaßen von dem der Uebrigen ab. Gelbe lederne Gamaschen ersetzten die wollenen Strümpfe und eine Jacke von gestreiften Stoff das grobe grüne Tuch.

Ich bemerkte alles dieses vollkommen absichtslos. Ich war zerstreut und unruhig und ich wurde es noch mehr, je näher die Zeit heranrückte, wo das öffentliche Aufgebot unserer Heirath verkündigt werden sollte. Endlich trat der Priester an die Communionbank und las mit einem Papier in der Hand inmitten des tiefsten Schweigens Folgendes mit lauter Stimme:

»Ich thue hiermit kund und zu wissen. daß eine Verlobung zwischen dem sehr hohen und ausgezeichneten Monsieur Gilbert, Marquis de Bruyere und der sehr hohen und ausgezeichneten Mademoiselle Isabelle de Vere stattgefunden hat.«

Hier folgte ein lautes Murmeln im Schiff der Kirche. Es war die Erwähnung unseres Ranges, welche die Entrüstung des Volkes erregt hatte.

Ich blickte Isabelle an. Ihr Gesicht war farblos und ihre Hände zitterten heftig.

»Mein Kind,« sagte ihre Mutter, sie liebevoll anblickend, »warum zitterst Du so sehr? Sei ruhig! Du hast keine Ursache zur Besorgniß.«

»Ich bin ruhig, Mutter,« war die Antwort, welche mit veränderter Stimme und abgewandten Kopfe gegeben wurde.

Ich bemerkte Isabellens Benehmen, sah aber in demselben nicht das, was ich deutlich hätte wahrnehmen können. Hätte ich meine Augen gehörig geöffnet, so würde ich erfahren haben, daß ich einen Nebenbuhler habe.

Als der Gottesdienst beendet war, bat mich der Graf, Isabelle bei der Hand zu nehmen und vorauszugehen.

»Ihre Verlobung ist öffentlich verkündigt worden und es ist nicht mehr als billig, daß Sie das Vorrecht der Gesellschaft Ihrer Verlobten öffentlich in Anspruch nehmen,« sagte er.

»Ich näherte mich Isabellen mit klopfendem Herzen und ohne ein Wort legte sie ihre Hand in die meinige und so schritten wir mit einander aus der Kirche, an deren Thüre uns der bäuerliche Preiskämpfer und seine Kameraden erwarteten.

Der Anführer trat vor und redete mit dem Hut in der Hand die Gräfin in seiner heimischen Mundart an. Als er seine Rede beendet hatte, wendete sich die Gräfin an ihre Tochter und fragte, was er gesagt habe.

»Er bittet uns den Spielen — dem Ringen beizuwohnen,« antwortete Isabelle.

Darauf nickte die Gräfin majestätisch mit ihren Federn.

»Aus der Ferne habe ich keine besondere Einwendung,« entgegnete sie mit Stolz. »Ich habe bereits angeordnet, daß Stühle im Schlossgarten aufgestellt werden, von wo aus wir Alles, was vorgeht, sehen können. Wir müssen diesem großen Burschen da, der im vorigen Jahre die zinnerne Schüssel gewonnen hat, sagen, er solle mit seinen Freunden ins Schloss kommen um ein Glas Wein zu trinken und das Band, das Du gestern gestickt hast, in Empfang zu nehmen.«

»Mein Vater hat ihnen soeben gesagt, dass sie kommen sollen, wenn Alles vorüber ist.« erwiderte Isabelle.

»Dann last uns sie so schnell als möglich verlassen,« antwortete die Gräfin, in ihre Sänfte steigend. »Ich bin dem Ersticken nahe. Schnell tragt mich fort!«

Es ist allerdings wahr, daß wir auf die unangenehmste Weise von der Menge gedrängt wurden. Viele betrugten sich frech und anmaßend, widersetzten sich unserem Weitergehen und liefen lärmend vor uns her.

Der Graf legte Zeichen zorniger Ungeduld an den Tag.

»Lassen Sie mich vorausgehen«, sagte er zu mir, »führen Sie Isabelle.«

Darauf schlang ich Mademoiselles Arm in den meinigen, aber sie zog ihn sogleich wieder zurück und sich an den riesigen Preiskämpfer wendend, sagte sie zu ihm:

»Paul Croix, geht vor uns her.«

Der junge Mann gehorchte augenblicklich. Er stürzte sich in die Menge, stieß und drängte Jedermann aus dem Weg und machte so eine freie Gasse für uns. Als wir aus dem Gedränge waren, wandte er sich um und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, zu seinen Kameraden zurück.

Schweigend setzten wir dann unsern Weg nach dem Schlosse fort. Mademoiselle de Vere schritt voraus, während der Graf an meiner Seite ging. Er sah sehr ernst aus und war ziemlich aufgeregt.

»Die Schurken!« rief er aus. »Sie hatten große Lust, uns zu insultiren. Der Himmel weiß, wie alles dies enden wird. Der König muß etwas thun, oder seine Edlen werden täglich den Beleidigungen von Seite dieser Leute ausgesetzt werden. Mittlerweile will ich Maßregeln zu unserer Sicherheit treffen. Mir werden das Dorf nicht mehr besuchen.«

»Es freut mich, dies zu hören,« sagte seine Frau, ihren Kopf aus der Sänfte steckend. »Wir wollen zu Hause bleiben und die Trauung soll in der Schlosskapelle stattfinden. Weißt Du, daß Marie sie sagen hörte, dass man in allen andern Kirchen die Stühle der Adligen entfernt habe, und daß sie auch den unsrigen entfernen wollten?«

»Ich werde es niemals dulden!« rief ihr Gatte mit Nachdruck. »Ich bin nicht gewillt, meine Rechte aufzugeben, und ich werde nur der Übermacht weichen.«

Nach unserer Rückkehr in das Schloss suchte ich eine Unterredung mit Isabellen zu erlangen, aber sie vermied mich und ich fand erst am Nachmittag, als wir in den Garten gingen, um den Spielen zuzusehen, eine Gelegenheit, einige Worte mit ihr auszutauschen. Ich führte sie am Arme und sie konnte mir nicht ausweichen.

»Mademoiselle,« sagte ich ängstlich, »wollen Sie mich denn nicht einmal mit einem Blick beglücken? Was soll ich thun, um ein Lächeln von Ihnen zu erhalten? Ah, sagen Sie es mir — sagen Sie es mir.«

Sie antwortete mir nicht und ich fuhr fort:

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe. Sie können mich ohne Scheu anhören, da wir jetzt verlobt sind.«

Hierauf blickte sie mich mit einem sonderbaren Ausdruck in ihrem Gesichte an, — einem Ausdruck der Verachtung, wie ich es auslegte. Ich zitterte heftig, denn ich begann das Schlimmste zu fürchten.

»Ist es möglich, Mademoiselle, daß ich einen Nebenbuhler habe?« fragte ich.

»Diese Frage wird bald beantwortet werden«, erwiderte sie keck, und ohne ein weiteres Wort zu äußern, riß sie sich von mir los und eilte in den Garten.

Als sie mich verließ, blieb ich stehen. Ich war eine Zeit lang ganz betäubt und meiner nicht mächtig. Ihre letzten Worte tönten mir ohne Unterlaß in den Ohren. Doch muß ich bekennen, daß ich noch keinen Gedanken hegte, sie zu verlieren — sie einem begünstigten Nebenbuhler zu überlassen. Ich war bis zum Wahnsinn in sie verliebt und entschlossen, sie zu heirathen, selbst wenn sie mich haßte. Die Alles beherrschende Leidenschaft in meiner Brust gestattete keinen Verzicht, keinen Aufschub.

»Ich will noch diesen Abend mit ihrem Vater sprechen,« sagte ich zu mir. »Unser Heirathsvertrag soll sogleich ausgefertigt werden und in drei Tagen muss Mademoiselle de Vere meine Frau sein.«

Mit diesem Vorsatz trat ich an die Seite der Gräfin, welche, über die Mauerbrüstung blickend, den Vorgängen auf dem Dorfrasen zuschaute.

Es war eine ziemlich bunte Scene. Die Menge hatte sich um einen Platz gesammelt, der durch ein Seil und durch in die Erde getriebene Pfosten abgesperrt war. Ich konnte eine hohe Stange sehen, auf deren Spitze eine Zinnschüssel in den Strahlen der Sonne glänzte und die gellenden Mißtöne einer Drehorgel und einer Trommel vernehmen.

Isabelle die neben ihrer Mutter saß, verwandte kein Auge von der Scene, während ich selbst alle ihre Blicke und Bewegungen beobachtete. Ich war voll von Liebe und Eifersucht. Sie gab sich offenbar Mühe, kalt und teilnahmslos zu erscheinen; aber in ihren Augen brannte ein unruhiges Feuer und ihre Wangen waren geröthet.

Das Ringen hatte jetzt begonnen und Mann kämpfte gegen Mann und Jeder suchte seine größte Kraft und Gewandtheit geltend zu machen.

Die Gräfin gähnte und behauptete, die ganze Geschichte sei äußerst langweilig, besonders, da man schon im Voraus wisse, wer der Sieger sein werde.

»Dieser Bursche, Paul Croix,« sagte sie, »wird sie Alle niederwerfen, wie er es im vorigen Jahre gethan hat. Er besitzt die Stärke eines Stiers. Diese rohen Spiele können mich nicht interessieren. Laßt uns eine Weile gehen.«

Und damit erhob sich die Dame, nahm den Arm ihres Mannes und schlenderte langsam den Gartenpfad hinunter.

Mademoiselle und ich folgten schweigend nach.

Der Garten war so alt als das Schloss selbst. Ich betrachtete zerstreut die steifen holländischen Anlagen, als sich die Gräfin umwandte und mich anredete:

»Sie sehen diesen Thurm, Marquis,«, sagte sie, mit ihrem Fächer auf einen solchen deutend, der den alten Wall flanierte und über einen Abgrund hing. »Früher war es ein Wachthurm, in neuerer Zeit aber ist er zur Wohnung eingerichtet worden und im ersten Stock wurde ein Balkon mit einem großen Fenster angebracht. Isabelle hat dort ihr Zimmer. Ich kann nicht aus ihren Fenstern sehen, ohne ganz schwindlich zu werden. Meine Tochter hat stärkere Nerven, denn oft schon habe ich sie des Abends angetroffen, wie sie mit dem Ellbogen am Rande dieses Schwalbennestes lehnte.

Ich beugte mich über die Brüstung und maß mit meinen Augen die ungeheure Höhe der Mauer.

»Ah,« dachte ich, »kein Liebhaber wird es versuchen, unter *diesem* Balkon zu singen.«

Kurze Zeit vor Sonnenuntergang wurde die auf dem Dorfplatz versammelte Menge sehr unruhig und lärmend. Die glänzende Metallschüssel war von der Spitze der Stange verschwunden.

»Die Spiele sind alle vorüber,« bemerkte die Gräfin nach der geschäftigen Scene blickend. »Der Sieger ist gekrönt. Dort schreitet er mit seiner Zinnschüssel in der Hand über den Platz. Er und seine Kameraden werden sogleich hier sein. Laßt uns hineingehen.«

Mittlerweile war es finster geworden. Die Dorfbewohner hatten Fackeln aus Kienholz angezündet, deren helle Flammen eine wandelnde Illumination von eigenthümlicher Wirkung bildeten. Man konnte von dem Wohnzimmer aus das ganze Treiben des Dorfes beobachten. Ich fühlte nicht das geringste Interesse an diesen Dingen, aber ich behielt meinen Stand am Fenster, wo ich das Schauspiel träumerisch beobachtete.

Es dauerte nicht lange, so trat Marie herein und meldete die Ankunft des Siegers in Gesellschaft von vielen Andern.

»Sage unserer Leuten, sie sollen nur den Burschen Croix mit zwölf Andern einlassen,« befahl der Graf.

Marie entfernte sich mit ihrem Auftrag.

»Wollen Sie nicht mitkommen, Gilbert?« fragte der Graf zu mir gewendet.

Ich schüttelte den Kopf und sagte, daß ich bleiben wolle, wo ich mich befinde.

Der Graf und die Gräfin verließen darauf das Zimmer, gefolgt von Isabellen, die das blaue Band, das sie gestickt hatte, in der Hand trug. Ich bildete mir ein, daß ihre Schritte, als sie aus der Thüre trat, unsicher gewesen seien.

Ich war ärgerlich und wünschte es nicht mit anzusehen, wie Isabelle das Band diesem hübschen Bauerntölpel überreichte. Ich lehnte noch immer an einem der Fenster, mechanisch

hinausblickend. Es standen weder Mond noch Sterne am Himmel, die tiefste Finsterniß herrschte im Garten und der Wind rauschte in den Bäumen.

Den Kopf in die Hand gestützt, stand ich nachdenklich da.

»Sollte ich Isabellen gegen ihren Willen heirathen, oder sollte ich sogleich und für immer die Hoffnung aufgeben, sie zur Meinigen zu machen?« fragte ich mich.

Ich glaubte nicht, konnte nicht daran glauben, dass ich einen Nebenbuhler habe. Sie hatte es mir zu verstehen gegeben, bloß um mich zu beunruhigen und mich noch verliebter zu machen. Sie war eine kalte, stolze Natur, die zu sänftigen Zeit erforderte. Ihr hochfahrendes Benehmen gegen mich hatte mich sehr gekränkt, aber nichtsdestoweniger war ich bereit und gewillt, jedes irdische Opfer für sie zu bringen.

Während ich mit diesen Gedanken beschäftigt war, sah ich eine Gestalt unter dem Fenster nahe an der Marter vorüber schleichen, als ob sie einen Eingang in's Haus suchte. Ich legte dem Vorgang keine besondere Wichtigkeit bei; indeß beobachtete ich die geheimnißvolle Gestalt, so weit es mir die Dunkelheit gestattete. Aber sie verschwand, ohne daß ich im Stande war, die Richtung, die sie eingeschlagen, zu unterscheiden.

Gleich darauf sprang der kleine Hund der Gräfin von dem Kissen, auf dem er lag, empor und fing an zu murren.

Darauf wendete ich mich um.

Die Thüre des anstoßenden Zimmers stand offen. Ich horchte. Der Fußboden knarrte unter einem vorsichtigen Tritt. Ja, es war Jemand dort -- Jemand, der wahrscheinlich dort nichts zu schaffen hatte.

Davon überzeugt, rief ich aus:

»Wer geht dort?«

Da keine Antwort erfolgte, so nahm ich ein Licht und trat in das nächste Gemach. Der Hund folgte mir, abwechselnd knurrend und bellend. Ich konnte niemand sehen, aber beim Eintritt vernahm ich, dass die gegenüber befindliche Thüre zugeschlagen wurde. Im ersten Augenblicke glaubte ich, es sei durch den Wind geschehen. Ich wollte mich indes; doch näher davon überzeugen und öffnete die Thüre. Sie führte auf einen Gang, durch den man in den Thurm gelangte. Mit emporgehobenen Licht schritt ich weiter, bis ich in das Zimmer der Mademoiselle de Vere kam. Es war ein kleines nettes Gemach ohne Ecken oder Winkel und ich konnte dasselbe mit einem Blick überschauen. Es hatte keinen weiteren Ausgang. Der Hund blieb wüthend bellend an der Thüre stehen. Das Bett war ohne Vorhänge und mit einer weißen Decke bedeckt. Ueber dem Kamin hing ein Spiegel und unter demselben stand die häßliche Holzfigur, die der Graf in seiner Jagdtasche gefunden hatte. Vor dem Balkonfenster hing ein schwerer Vorhang.

Als ich mich überzeugt hatte, daß das Gemach leer war, ging ich nach dem Salon zurück, während der Hund noch immer fortfuhr zu bellen.

Bald darauf kehrte auch die Gräfin und ihre Tochter zurück, die erstere herzlich lachend.

Ich fragte sie, was sie so ergötzt habe.

Sie gab mir darauf eine Beschreibung des Vorganges, der soeben zwischen dem Sieger im Ringkampf und Mademoiselle de Vere stattgefunden hatte.

»Er ist ein wahrer Riese,« fuhr die Dame fort. »Ich glaube, die Spitzen meiner Federn würden nicht bis an seine Schultern reichen. Er und seine Kameraden waren sehr ehrerbietig, und als Isabelle das Band zum Vorschein brachte, fiel der Sieger in der linkischsten Weise auf seine Kniee nieder, um es in Empfang zu nehmen. Ich hätte fast dem Narren ins Gesicht gelacht. Uebrigens ging Alles vortrefflich von Statten, Wein und Kuchen wurden den guten Leuten reichlich vorgesetzt und sie tranken, ich weiß nicht wie oft, unsere Gesundheit.

In diesem Augenblick trat der Graf herein. Er schien sehr aufgeregt.

»Ich habe soeben die Zugbrücke aufziehen lassen,« sagte er.

»Oh! und weshalb?« fragte seine Frau.

»Eine Menge Pöbel zieht auf der Straße umher. Ich fühle mich unbehaglich, wenn so vieles Gesindel in der Nähe ist.«

»So sind wir also sämtlich Gefangene«, rief die Gräfin lachend, »und Niemand kann ohne unsere Erlaubniß hinaus oder herein.«

Bald darauf setzten wir uns zum Abendessen nieder. Isabelle war gegen ihre Gewohnheit sehr gesprächig Ich war erstaunt, denn ich hatte sie noch nie in so guter Laune gesehen.

Als das Mal vorüber war, klagte sie über Ermüdung und zog sich zurück. Der Graf streckte sich wie gewöhnlich auf einem Sopha aus und die Gräfin und ich setzten uns zu einem Kartenspiel nieder.

Es hatte elf geschlagen, als Marie mit bestürztem Gesicht ins Zimmer trat.

»O Madame,« rief das Mädchen, ihre Gebieterin anredend, »es ist ein großer Tumult jenseits des Grabens. Hier kann man nichts davon hören; aber am südlichen Eingang des Schlosses ist der Lärm wirklich furchtbar.«

Die Gräfin mischte ruhig die Karten und antwortete nicht darauf, aber ihr Gatte war erwacht und aufgesprungen..

»Mögen alle bösen Feinde der Christenheit dieses nichtswürdige Gesindel dahin entführen, wohin es gehört!« sagte er ärgerlich. »Lassen Sie sich nicht stören,« setzte er hinzu, als er sah, daß ich im Begriff war, die Karten niederzulegen. »Fahren Sie in ihrem Spiele fort, Gilbert. Ich will hinunter gehen und sehen, was es gibt.«

Er hatte sich kaum entfernt, als die Glocke der Dorfkirche zu läuten begann.

Ich sprang empor.

»Es wird irgendwo Feuer ausgebrochen sein,« bemerkte die Gräfin. »Solche Unfälle kommen hier häufig vor, denn die Häuser sind aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt. An Festtagen wie der heutige machen sie große Feuer an und es wird viel mit Nußöl gekocht, das sich leicht entzündet.«

ich trat ans Fenster, öffnete es und schaute mich nach allen Richtungen um.

»Ich sehe keine Flammen,« sagte ich. »Am Himmel wie auf der Erde herrscht die tiefste Finsternis. Die Luft ist schwül. Ich vermüthe, daß ein Gewitter im Anzug ist.«

Unterdessen dauerte das schauerliche Geläute der Glocke fort.

Ich konnte in der dichten Finsterniß nichts unterscheiden, als zahllose Lichter, welche unten im Dorfe hin- und hergaukelten. Sie kamen von den Kienfackeln, welche die Bauern trugen.

In diesem Augenblicke trat der Graf ins Zimmer. Er war aufgeregt und hatte eine Flinte in der Hand.

»Was gibt es?« fragte ich.

Es sind etwa fünfhundert von den Elenden auf der andern Seite des Schlossgrabens dem Haupteingang gegenüber versammelt, die Luft mit ihrem Geschrei erfüllend.«

»Was verlangen sie?« fragte die Gräfin beunruhigt.

»Was sie verlangen?« fragte ihr Gatte. »Wer weiß es. Ich habe versucht, mit ihnen zu sprechen, konnte aber nicht herausbringen, was sie wollen. Sie rufen in einem fort: »Paul Croix! Paul Croix!« als ob wir ihn hier als Gefangenen hätten. Einige von ihnen haben Gewehre, andere Äxte und Heugabeln. Ich habe keine Besorgniß, es müßte ihnen denn gelingen, den Schlossgraben auf der Südseite zu überschreiten. Dort könnten sie leicht ins Schloss dringen.«

»Könnten Sie das wirklich?« fragte seine Frau ängstlich.

»Ja, wenn sie sich der Seichtheit des Grabens an dieser Stelle erinnern. Die Pest über sie! Aber ich werde diesen Eingang vertheidigen und den Ersten, der sich herüberwagen wird, wie einen Hund niederschießen und ebenso alle Folgenden.«

»O Himmel, wir werden Blutvergießen unter uns haben,« rief die Gräfin. »Mein Kind, meine Isabelle! sie begann wie wahnsinnig die Hände zu ringen.

»Geh und bringe sie hierher,« antwortete ihr Gatte. »Von dem Balcon ihres Zimmers aus werde ich den Südeingang des Schlosses vertheidigen.«

»Kann ich Ihnen von irgend einem Nutzen sein, Graf?« fragte ich.

»Kommen Sie mit mir, Gilbert,« war seine kurze Antwort.

Mit zitternden Händen ergriff die Gräfin einen der großen silbernen Leuchter und wir folgten ihr in das kleine Zimmer, das wir durchschreiten mußten, um in das Schlafgemach der Tochter zu gelangen.

»Ich glaube nicht, daß das liebe Kind wach ist. Sie war so ermüdet,« bemerkte die Mutter.

Ja diesem Augenblick löschte ein Windstoß beinahe das Licht aus.

»Ha, wer hat diese Panele geöffnet?« rief der Graf in großer Ueberraschung, gleichzeitig auf einen Theil des Getäfels deutend, das zur Seite geschoben war. Dies ist ein geheimer Gang, der schon lange nicht mehr gebraucht worden ist.«

»Führt er in den Garten?« fragte ich, mich der geheimnißvollen Gestalt erinnernd, die ich vor kurzem daselbst gesehen hatte.

Unterdessen waren wir durch den Gang an Isabellens Thüre gelangt. Die Gräfin öffnete dieselbe und als sie eintrat, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

Der Graf und ich folgten ihr auf dem Fuße und die Ursache ihres Schreckensrufs wurde sofort offenbar.

In Isabellens Zimmer befand sich ein Mann und dieser Mann war Paul Croix.

Mademoiselle de Vere stand in der Mitte des Gemachs, ihre Arme schützend um den Preiskämpfer geschlungen, der keinen Versuch machte, sich zu entfernen.

»Fliehe, fliehe! Rette Dich!« rief Isabelle.

Ich sprang vor, um ihn aufzuhalten, und in demselben Augenblicke feuerte der Graf. Die Kugel ging dem Burschen durch den Hut und fuhr in den Spiegel ober dem Kamin.

Alles dies ging in der Zeit von weniger als einer Minute vor sich. Ich weiß nicht, wie der Mensch entkam; ich kann blos sagen, daß er fort war.

Nach seinem Verschwinden herrschte einige Augenblicke Schweigen. Die Gräfin hatte ihren Gatten umschlungen, das Gesicht an seiner Schulter verbergend, und Isabelle lehnte am Kamin. Ihr Gesicht war sehr weiß, aber sie legte keine besondere Unruhe an den Tag.

»Wir ist dieser Bursche in Ihr Zimmer gekommen, Mademoiselle de Vere!« fragte der Graf in strengem Tone. »Wahrscheinlich hat er sich ohne Dein Wissen hier eingeschlichen?«

»Nein!« antwortete Isabelle keck. »Ich will Alles offen bekennen." Dann, die Augen niederschlagend, fuhr sie mit zitternder Stimme fort: »Ich habe meine beste Herzensneigung einem Manne zugewendet, der nach der Sprache der Welt nicht meines gleichen ist.«

»Doch hoffentlich nicht diesem Bauern?« rief ihr Vater, nur mit Schwierigkeit die Worte herausbringend.

»Paul Croix!« erwiderte Isabelle mit gezwungener Ruhe. »Wir gehören einander an und

keine irdische Macht kann uns trennen.«

»Es ist falsch — es ist falsch; glaube ihr nicht!« rief die Gräfin, ihren Gatten loslassend und sich zwischen ihn und ihre Tochter werfend. »Sie ist wahnsinnig, sie weiß nicht, was sie sagt. Wie kann das wahr sein, was sie behaupten da ich sie seit ihrer Geburt noch niemals aus den Augen gelassen habe? Bah, sie spricht die Unwahrheit.«

»Ich spreche keine Unwahrheit«, antwortete Isabelle mit Bestimmtheit. »Ich wiederhole es, daß ich Paul Croix liebe und daß ich entschlossen bin, sein niedriges Loos mit ihm zu theilen. Als ich ihn ersuchte, diesen Abend hierher zu kommen, so that ich es, um ihm zu sagen, daß ich mich entschlossen habe, seine Frau zu werden. Um nicht gegen meinen Willen verheirathet zu werden, rief ich ihn zu meinem Beistand herbei und stellte mich unter den Schutz seines starken Armes und nun —«

»O, hört nicht auf sie,« rief die arme Gräfin in verzweifelmtem Ton. »Sie ist ganz verwirrt, ganz von Sinnen.«

»Paul Croix soll nicht am Leben bleiben, ich werde ihn tödten,« sagte der Graf mit schrecklicher Ruhe.

»Thun Sie es und Sie ermorden Ihr Kind und bringen Schande auf den Namen de Vere,« erwiederte Isabelle mit Nachdruck.

Ihr Vater erhob darauf seine Hand, als ob er sie ins Gesicht schlagen wollte, er berührte sie aber nicht.

»Von nun an aus meinen Augen!« sagte er zu ihr. »Geh! Folge ihm und heirate ihn! ich jage Dich fort — ich enterbe Dich! Ich verfluche die Stunde, wo Du geboren wardst! Ich verfluche Dich jetzt und für immer!« Ich —«

»Halten Sie ein, Vater, halten Sie ein!« unterbrach ihn Isabelle. Sie werden mir eines Tages verzeihen.«

Das war das letzte Wort, das ich aus ihrem Munde hörte. Der Graf drehte sich um legte seinen Arm in den meinigen und wir gingen mit einander nach der Thüre. Ehe ich hinaustrat, warf ich noch einen Blick auf Isabelle de Vere zurück. Ich habe sie seitdem reicht mehr gesehen.

O, welche Leidensnacht das für mich war! Ich fühlte mich bald wie vernichtet, bald war ich voll Entrüstung und Zorn gegen Diejenige, die auf diese verächtliche Weise meine Liebe und Ergebenheit von sich gestoßen hatte. Der Graf war mir in mein Zimmer gefolgt. Von Schmerz ganz niedergebeugt, ging er mit raschen Schritten in demselben auf und ab und endlich öffnete er das Fenster, um Luft zu erhalten. Er müsse sonst ersticken, sagte er.

Von Denjenigen die einen solchen Lärm vor dem Schlosse gemacht hatten, ließ sich nichts mehr vernehmen.. Sie waren sämmtlich ihres Weges gegangen.

Kurz darauf kam Marie mit traurigem Gesichte an meine Thüre. Sie hatte ihren Gebieter zu benachrichtigen, daß die Gräfin sehr unwohl sei.

Kommen Sie mit mir, de Bruyere,« sagte er zu mir.

Die gänzliche Hilflosigkeit die er an den Tag legte, war kläglich anzusehen. Wir folgten Marie in das Ankleidezimmer der Gräfin.

»Sie ist fort!« rief die Dame, als sie uns erblickte; »aber ich will mein Kind nicht verlassen; nein, ich kann es nicht. Ich will ihr folgen und sie von dem verhaßten Menschen trennen. In kurzer Zeit wird sie über das, was sie gethan hat, zur Erkenntniß kommen. Ich will sie in irgend ein Kloster bringen und mich mit ihr einschließen. Der Himmel lehrt uns zu verzeihen und eine lange und aufrichtige Reue wird ihren Fehler auslöschen und —«

»Ja, aber ihre Entehrung wird vor der Welt bestehen bleiben. Wir gehören einem Geschlecht und Range an, die diese Thatsache nicht vergessen lassen.«

Die unglückliche Mutter bat lange und in rührender Weise, aber ihr Gatte blieb unbeugsam.

»Nichts kann je unsere Schande abwaschen,« sagte er. »Isabelle de Vere muß nothwendiger Weise diesen Bauern heirathen, den sie sich gewählt hat.«

Die Nacht ging endlich vorüber und das Tageslicht fand uns noch Alle beisammen, ganz erschöpft von Kummer und Schmerz. Mich selbst hatten die aufregenden Szenen, an denen ich theilgenommen, so angegriffen, daß ich in ein nervöses Fieber verfiel, welches mich nach wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte. Ich habe nur eine dunkle Erinnerung an diese Krankheit, denn es war hauptsächlich mein Gehirn, das ergriffen war.

Als ich endlich wieder zum Bewußtsein erwachte, sah ich eine Frau an meinem Bette sitzen. Es war die Gräfin, aber ich erkannte sie nicht sogleich, denn sie hatte sich auf eine traurige Weise verändert. Sie trug keine Schminke, keine Schönheitspflasterchen, keinen Puder, keinen Reifrock mehr, und sie war zu einem bloßen Schatten abgemagert.

Ich hatte ihrer Sorgfalt mein Leben zu verdanken, denn sie wachte bei mir und pflegte mich Tag und Nacht mit der Zärtlichkeit einer Mutter.

Der Arzt, der Ursache meiner Krankheit zu kennen schien, empfahl sobald als möglich meine Entfernung von dem Schauplatze meines Kummers; aber es dauerte viele Tage, bis ich kräftig genug war, auf kurze Zeit mein Lager zu verlassen.

Eines schönen Morgens benachrichtigte mich der Arzt, das er alle Anstalten getroffen habe, damit ich noch an demselben Tage das Schloss verlassen konnte. Er hatte für eine Sänfte mit Vorhängen gesorgt und beschlossen, mich auf meinem ganzen Heimweg zu begleiten.

Als ich zur Abreise bereit war, blickte ich mich um, in der Erwartung, meine gütigen Wirthe zu sehen, aber der Arzt sagte mir, daß der Graf und die Gräfin, um mir den Schmerz des Abschieds zu ersparen, das Schlosse verlassen hätten.

Ich war von dieser Mittheilung überrascht.

»Sind sie im Dorfe?«

»Nein, sie haben de Vere verlassen; wahrscheinlich für immer.«

»Und ihre unglückliche Tochter, was ist aus ihr geworden?«

»Vergessen Sie dieselbe, Marquis; sie hat ihr eigenes Schicksal gewählt.«

Mein Vater empfing mich wie einen Sohn, der soeben vom Tode auferstanden; aber lange Zeit machte er keine Anspielung auf meinen Besuch im Schlosse de Vere. Erst während unseres Aufenthaltes in England, wohin wir ausgewandert waren, hörte ich wieder von dem Schicksal meiner unglücklichen Freunde.

Es war an einem unfreundlichen Winterabende. Mein Vater war soeben nach Hause zurückgekehrt und hatte sich ans Feuer gesetzt, auf das er seine traurigen und gedankenvollen Blicke richtete.

»Haben Sie frische Nachrichten aus Frankreich erhalten?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und erwiderte in düsteren Tone:

»Ich habe soeben den Tod eines alten Freundes erfahren.«

»Des Grafen de Vere?«

»Ja, er starb hier in London und, wie ich vernehme, in großer Armuth.«

»Und die Gräfin?« rief ich.

Mein Vater schüttelte wieder das Haupt.

»Ist sie ebenfalls todt?«

»Ja, der Kummer hat sie zuerst getödtet. Der arme Graf hatte in seinen letzten Augenblicken Niemand um sich, als eine ältliche Dienerin, die früher bei der Gräfin Kammerjungfer war. Ich suchte sie aufzufinden; aber sie ist nach Frankreich zurückgekehrt.«

»Und Mademoiselle de Vere — haben Sie nicht gehört, was aus ihr geworden ist?«

Mein Vater zögerte, ehe er mir antwortete:

»Die Familie de Vere ist seht erloschen,« war Alles, was er sagte.

Von diesem Tage an erwähnte ich meinem Vater gegenüber niemals mehr den Namen von Isabelle de Vere. Er glaubte wahrscheinlich ich hätte sie vergessen. Aber das war nicht der Fall; ich dachte in den Tagen meiner Jugend stets an sie und mein Herz blieb gegen alle anderen Frauen verschlossen. Selbst heute noch hat mich der Anblick dieses Portraits tief ergriffen und Gefühle in meiner Brust geweckt, die ich längst für todt gehalten hatte.

Hier schwieg der Erzähler plötzlich, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es in einen Zug aus. Michael Laubbarrie seufzte und war im Begriff, seinem Freunde seine Theilnahme

auszudrücken, als Nanette hereintrat und die Ankunft des Dorfpfarrers meldete.

»Weise den Herrn Pfarrer herein, lege frisches Holz nach und bringe den Kaffee.«

»Abbé Trebmal ist ein höchst würdiger Mann,« setzte er zum Marquis gewendet hierzu. »Er ist seit fünfzehn Jahren Pfarrer von de Vere.«

Der alte Priester trat herein. Er war ärmlich gekleidet und mit Straßenstaub bedeckt, aber sein Gesicht trug den Ausdruck der Redlichkeit und Güte, während sein Benehmen freundlich, einfach und höflich war.

Der Marquis de Bruyere fühlte eine instinktmäßige Achtung für den Dorfpfarrer (vielleicht weil derselbe de Vere angehörte) und er machte neben sich am Kamin sogleich Platz für ihn, während Michael Laubarrie den neuen Ankömmling vorstellte und mit freundlichen Worten bewillkommte.

»Es muß etwas Wichtiges sein, das Sie in dieser späten Stunde hierher geführt hat, Herr Abbé,« bemerkte der Hausherr.

»Ja, man hat mich holen lassen. Der Fall war ein dringender,« antwortete der Abbé traurig und nicht ohne einige Verlegenheit.

Als der Pfarrer eine Tasse Kaffee getrunken hatte, begann ihm der Marquis allerlei Fragen über de Vere zu stellen, die derselbe ziemlich ausführlich beantwortete.

»Als ich vor vielen Jahren hierher kam,« sagte er, »war die Familie de Vere fast vergessen. Die Leute sprachen nicht mehr von dem unglücklichen Ereigniß, das die Ehre dieses alten Hauses befleckt hatte.«

»Aber Sie haben doch Näheres darüber gehört? Sie haben gewiß die Leute von Isabelle, der schönen Tochter des letzten Grafen de Vere, sprechen hören.«

»Ja,« erwiderte der Abbé sehr ernst. »Möge ihr der Himmel gnädig sein! Sie hat schwer gelitten; sie hat ihre Sünden schwer gebüßt.«

»Sie waren also mit ihr bekannt? Sie wissen, wo und wie sie gestorben ist?« rief der Marquis mit Lebhaftigkeit.

»Es ist eine schreckliche Geschichte,« entgegnete der Pfarrer.

»Lassen Sie uns lieber von etwas Anderem sprechen.«

»Nein, ich möchte von *ihr* sprechen. Herr Abbé. ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von diesem unglücklichen Weib wissen.«

»Ja wohl, unglücklich. Arme Sünderin! arme Sünderin!« rief der würdige Priester traurig aus. »Da es Ihr Wunsch ist, die tragische Geschichte zu hören, Herr Marquis, so will ich sie Ihnen erzählen.«

»Zur Zeit, wo Mademoiselle de Vere aus dem Schlosse entfloh, war ich in einem zwei Stunden von de Vere entfernten Orte, wo die Familie Croix wohnte, Pfarrer. Diese Croix waren ziemlich wohlhabende Landleute. Pauls Mutter war eine rüstige, fleißige sparsame Frau. Ihr ältester Sohn war bereits verheirathet, und die Mutter und die Schwiegertochter lebten mit einander in besten Einvernehmen unter demselben Dache. Louise, die Frau des Sohns, hatte ihrem Manne ein Heirathsgut an Wiesen und Äckern zugebracht, das mehrere tausend Kronen werth war.

Eines Tages kam Mutter Croix mit einem Briefe zu mir, den sie soeben erhalten hatte. Weder sie noch eines ihrer Angehörigen konnte lesen. Sie bat mich deshalb, ihr den Inhalt des Schreibens mitzutheilen. Der Brief benachrichtigte Frau Croix, daß ihr zweiter Sohn Paul Mademoiselle de Vere geheirathet habe.

»Sie ist alle doch seine Frau geworden?« rief der Marquis aus. »Ich bitte Sie um Entschuldigung Haben Sie die Bitte fortzufahren, Herr Abbé.«

»Ja, sie war seine Frau, sehr zu ihrem Unglück und zu dem von Paul ebenfalls,« antwortete der Priester. »Die Heirath hatte mit Einwilligung des Vaters der Braut stattgefunden. Das neuvermählte Paar wollte am folgenden Tage nach Hause kommen und der Brief war der Vorläufer davon.

Die Wittve Croix schien nicht im Geringsten über diese unpassende Heirath erfreut zu sein. Die Frau, die einen gesunden Verstand besaß, begriff sogleich, unter welchen Umständen ihr Sohn die Hand der hochgeborenen Dame erhalten hatte, und fürchtete die wahrscheinlichen Folgen der Verbindung.

Als ich ihr den Brief zum zweiten Male vorgelesen hatte schüttelte sie den Kopf und sagte traurig:

»Ach, Herr Pfarrer, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Mein Sohn hat einen Narrenstreich gemacht, das ist klar. Die Eltern seiner Frau haben ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht gutwillig gegeben und ich bin der Meinung, daß sie ihre Tochter nicht mehr sehen — daß sie ihr keinen Sou geben werden. Jedenfalls ist es eine sehr unangenehme Geschichte, die uns ganz und gar nicht gefällt. Was sollen wir zu Hause mit dieser seinen Dante anfangen? Sie ist sehr im Irrthum, wenn sie glaubt, daß wir sie bedienen werden. Dann ihre vornehmen Kleider! O Himmel! Ich werde nicht einmal das Herz haben, ihr zu heißen an den Brunnen zu gehen. Und der Brief sagt, sie sei sehr schön; ist nicht so? Es muß ihn ein Gelehrter geschrieben haben, denn ich verstehe die Stelle nicht.«

Paul hatte seinen Brief durch den Schulmeister schreiben lassen, und dieser hatte Mademoiselle de Vere mit Venus verglichen, ein Ausdruck, welcher der Wittve Croix viel Kopfzerbrechen machte, und ich hatte große Mühe, ihr den Sinn desselben zu erklären.

»Schon gut,« sagte sie endlich, »mein ältester Sohn wird jedenfalls die Heirath seines Bruders nicht billigen. Außerdem hat Paul mir nicht die gebührende Achtung bezeugt, indem er geheirathet, ohne meine Erlaubnis einzuholen.«

»O, Ihr werdet ihm verzeihen,« antwortete ich, »und Ihr werdet die Fremde die er Euch ins

Haus bringt, zu lieben suchen.«

»Das weiß ich nicht, ich kann Euch nichts Derartiges versprechen, Herr Pfarrer,« war die unhöfliche Antwort.

Am folgenden Tage wurde ich nach einem Orte gerufen, der ein Dutzend Meilen entfernt war, und meine Abwesenheit dauerte über zwei Monate. Weihnachten stand bevor, als ich in meine Pfarrei zurückkehrte, wo ich bei Einbruch des Abends anlangte. Ich hatte eine weite Entfernung zu Fuß zurückgelegt, und es begann heftig zu regnen. Da mich mein Weg an dem Hause der Croix vorbeiführte, so dachte ich, ich wollte dort eine Weile unterstehen und zugleich sehen, wie sich alle befänden.

Das Haus war ein großes, plumpes Gebäude wie die hiesigen Bauernhöfe gewöhnlich sind. Es hatte nur Läden und keine Glasfenster. Der Haupteingang führte über einen Dunghaufen. Es war kein Garten, kein Baum am Hause. Wenn im Sommer die brennende Sonne dieses südlichen Klimas auf das schattenlose Dach fiel, so machte sie jedes Gemach unter demselben zu einem glühenden Ofen, während im Winter die eisige Luft ohne Widerstand durch die alten, schadhafte Läden in alle Räumlichkeiten eindrang.

Es war bereits ganz finster, als ich über den Hof ging. In der Nähe des Hauses angelangt, hörte ich Jemand rufen:

»Paul, bist Du es?«

Es war eine weibliche Stimme.

»Nein, ich bin es, der Pfarrer Trebmäl,« antwortete ich.

Darauf eilte die Person, die gesprochen, schnell davon und verschwand in der Dunkelheit, ohne ein weiteres Wort geäußert zu haben.

Die Hausthüre öffnete sich in einen Stall, den man passiren mußte, wenn man in das Wohnzimmer der Familie gelangen wollte. Dies war ein geräumiges Gemach, aber, als ich es betrat, so finster und voll Rauch, daß ich Anfangs Niemand zu unterscheiden vermochte.

In einer Ecke unter einem Vorhang von rother Serge stand das Bett der Wittwe. An den Wänden waren Bretter angebracht, welche Küchengeschirr und andere Hausgeräthe enthielten, und darüber präsentirten sich auch die zinnernen Schüsseln, die der Preiskämpfer zu verschiedenen Zeilen gewonnen hatte.

Bei meinem Erscheinen sprang die Wittwe mit einem Ausruf der Ueberraschung und der Bewillkommnung von ihrem Sitze auf.

»Aber, Herr Pfarrer,« setzte sie hinzu, »wie habt Ihr denn ohne Licht den Weg durch den Stall gefunden? War die äußere Thür offen?«

»Ja,« erwiderte ich, »es ist eine Person im Hof, Eure neue Schwiegertochter, wie ich vermuthe. Sie wartet wahrscheinlich auf ihren Mann.«

Die alte Frau nahm eine halb ärgerliche, halb verächtliche Miene an, und ihr ältester Sohn lachte und zuckte die Achseln.

»Wartet auf ihren Mann!« rief er barsch, »in diesem Falle setzt sie sich der Gefahr aus, dir ganze Nacht draußen zu bleiben.«

Und wieder lachte er, in der Meinung, etwas Wichtiges gesagt zu haben, das den Beifall der Zuhörer verdiente.

Drittes Capitel.

Als der ältere Croix aufgehört hatte zu lachen, fragte ich, ob sein Bruder nach de Vere gegangen sei. Ich habe gehört, daß die Bauern das Schloss geplündert und einen Theil desselben verbrannt hätten.

»Nach de Vere gegangen!« wiederholte die alte Frau. »Was sollte Paul dort thun, Herr Pfarrer? Ich denke, wir haben Alle an diesem Namen genug gehabt. Nein, mein Sohn ist auf den benachbarten Jahrmarkt gegangen, am sich dort zu belustigen.«

Ich saß an der Ecke des Kamins. Es brannte ein kleines Feuer auf dem Herd. Die Zeit des Abendessens war vorüber, alter ein großer, eiserner Topf stand noch immer in der Asche.

Der ältere Sohn sprach mit mir über seine Wirtschaft, wie sie durch Mangel an Regen gelitten, und wie schlecht die Ernte in der ganzen Gegend gewesen sei. Während er mir dies mittheilte, trat Paul Croix Frau geräuschlos herein und setzte sich an die andere Seite des Kamins. Der in Strömen fallende Regen hatte ihre Kleider ganz durchnässt und sie zitterte vor Kälte.

»Laßt nie die äußere Thür offen, wenn Ihr des Nachts hinausgeht,« sagte die Wittve Croix in herbem Tone zu ihrer Schwiegertochter.

»Wie hätte ich wieder hereinkommen sollen, wenn ich sie zugeschlossen hätte?« erwiderte die junge Frau in hochfahrendem Tone.

Niemand entgegnete etwas darauf, und die Männer fuhren fort, über landwirtschaftliche Gegenstände zu sprechen. Während ihrer Unterhaltung betrachtete ich Paul Croix' Frau mit vieler Neugier und Theilnahme. Sie war wie die alte Frau, in groben, braunen Wollenstoff gekleidet, und ihre farbige, baumwollene Haube, die unter dem Kinn geknüpft war, verhüllte vollständig ihr Haar. Ihre äußerst weiße und durchsichtige Haut, hätte fast auf den Gedanken führen können, daß ihr Gesicht aus Marmor bestände, hätten nicht die rothen Lippen dieser Annahme widersprochen.

Sie störte das Feuer auf, unter ihren nassen Kleidern zitternd, und während der ganzen Zeit hielt sie den Kopf gesenkt, als ob sie fürchtete, daß ich sie anreden möchte. Da ich ihr Benehmen begriff, so sagte ich nichts zu ihr und vermied es sogar, sie weiter anzusehen. Aber ich legte einige Scheite Holz die in meiner Nähe lagen, auf das Feuer und rückte den eisernen Topf auf die Seite, damit sie ihre Füße auf die Asche stellen konnte.

Als sie sich hinlänglich gewärmt hatte, faltete sie die Arme über die Brust, lehnte sich an die Mauer zurück und schloß die Augen.

Da der Regen zugenommen hatte, so blieb ich noch eine Stunde oder mehr, wo ich war.

Während dieser ganzen Zeit rührte sich Pauls Frau nicht ein einziges Mal, noch öffnete sie die Augen. Gerade als ich mich entschlossen hatte, dem Sturm, der die ganze Nacht über anzuhalten

drohte, Trotz zu bieten, pfiiff Jemand draußen im Hof und der Haushund sprang winselnd nach der Thüre

»Er ist es endlich!« rief die junge Frau aufspringend und hinaus eilend, um ihren Mann einzulassen.

Von den Anderen rührte sich Niemand. Sie saßen alle um den Tisch und lasen Saatfrucht aus. Die alle Frau blickte blos nach dem Feuer und murmelte halblaut:

»Sie wird doch seine Suppe warmgehalten haben.«

Im nächsten Augenblick trat Paul mit heiterem Gesicht und gefolgt von seiner Frau herein.

»Wie gehts Euch Allen?« fragte er, während er seinen Rock und Hut ablegte. »Ah, Herr Pfarrer, es freut mich, Sie gesund wiederzusehen. «

Dann trat er zu seiner Mutter und sagte, sich über ihre Stuhllehne beugend, er hoffe, daß sie vollkommen wohl sei.

»Vollkommen wohl, mein Sohn, und wie geht es Dir?«

»Ich bin hungrig wie ein Dutzend Jäger,« antwortete er mit schallendem Gelächter.

»Ah, ich habe mirs gedacht, daß Du halbverhungert nach Hause kommen würdest,« erwiderte die Mutter, ihm neben sich am Tische Platz machend. Dann sagte sie zu der jungen Frau gewendet:

»Richtet Eurem Manne an, Schwiegertochter.«

Schweigend setzte die Angeredete eine Schüssel mit Suppe und einen Laib Brod vor den hungrigen Riesen, der einen Löffel ergriff und sogleich zu essen begann.

»Wie, was ist das?« rief er; »die Suppe ist so kalt.«

Darauf fuhr die Wittwe zornig empor.

»Was, im Namen der Heiligen, habt Ihr denn am Feuer getrieben, wenn Ihr nicht einmal auf den Topf Acht geben mochte?« sagte sie zu der jungen Frau. »Es macht mich ganz toll, eine Person Eures Alters sehen zu müssen, die nicht einmal im Stande ist, eine Suppe warm zu halten. Glücklicher Weise sind nicht Alle im Hause wie Ihr seid. Da seht Eure Schwägerin Louise an, die beträgt sich ganz anders. Wenn ihr Mann heim kommt, so findet er sie stets bei der Arbeit und sein Abendessen gewärmt im Kamin, und —«

»So lange Paul selbst sich nicht beklagt, hat Niemand ein Recht, sich in die Sache zu mischen,« war die stolze Antwort der jungen Frau.

Hier legte ich mich ins Mittel.

»Es ist meine Schuld,« sagte ich, »daß die Suppe kalt ist. Ich habe den Topf weggerückt. Ich

hoffe, Paul wird die gedankenlose Handlung entschuldigen.«

»Natürlich. Herr Pfarrer«, beeilte sich der junge Mann zu erwidern. »Es ist nicht der Mühe wert, ein Wort über die Sache zu verlieren. Sie Suppe ist nicht schlecht,« fuhr er zu seiner Mutter gewendet fort, »deshalb wollen wir nicht weiter davon sprechen. Ich bin bis an die Knöchel im Koth gewatet und meine Füße fühlen sich wie ein paar Eisklumpen an,« setzte er, auf den Boden stampfend, hinzu.

»Schnell, thue etwas heiße Asche in Deine Schuhe, mein Sohn,« bemerkte die Wittwe mit zärtlicher Besorgniß.

»Ah, der Rath ist nicht schlecht,« erwiderte Paul. »Hier, Frau, besorge mir das.«

Damit nahm er seine schweren, nägelbeschlagenen Schuhe ab, deren Leder unter einer dicken Lage gefrorenen Schmutzes ganz verschwunden war.

Sie junge Frau bückte sich, hob die Schuhe auf, wischte den Koth von denselben ab, schüttete eine Schaufel voll heiße Asche hinein und brachte sie, ohne ein Wort zu sprechen, ihrem Manne zurück.

Ich vermochte ein schmerzliches Gefühl nicht zu unterdrücken, als ich sie auf diese Weise erniedrigt und so grausam für ihre Fehler bestraft sah.

»Es giebt keinen andern Trost für sie, als der Himmel,« dachte ich. »Hoffentlich wird sie dessen eingedenk sein und nicht durch Verzweiflung ihr Herz brechen lassen.«

Am den nächstfolgenden Sonntagen sah ich mich in der Kirche nach ihr um, aber sie war nicht anwesend.

»Warum besucht Pauls Frau den Gottesdienst nicht?« fragte ich endlich die Wittwe Croix. »Was thut sie zu Hause?«

»Was sie zu Hause thut, Herr Pfarrer?« wiederholte die alte Frau. »Natürlich nichts, wie immer. Da sitzt sie mit gefalteten Armen ihre Füße in der Asche am Kamim so träge, daß — die Heiligen mögen mir verzeihen — daß ich zuweilen denke. sie würde, wenn ihr Unterrock Feuer finge, die Hand nicht ausstrecken, um es auszulöschen.«

Ich hatte die Gewohnheit, die zu meiner Pfarrei gehörenden Familien, je nachdem ich Zeit und Gelegenheit fand, ein- oder zweimal im Monat zu besuchen. Es waren indeß mehr als acht Wochen vergangen, ehe ich wieder in der Wohnung der Croix vorsprach. Bei dieser Gelegenheit fand ich die junge Frau allein zu Hause. Sie saß vor der Thüre in der Sonne, ihren Strohhut so tief in die Stirne gedrückt, daß sie mich nicht eher wahrnahm, als bis ich ganz nahe bei ihr war.

Sie sprang plötzlich empor, und nach dem Ausdruck, den ihre Züge annahmen, zog ich den Schluß, daß ihr meine Gegenwart nicht angenehm war. Sie sagte im Dialect des Landes:

Es ist Niemand zu Hause, Herr Pfarrer, sie sind Alle bei der Arbeit auf dem Felde.«

»Wenn Sie es mir erlauben wollen, Madame Croix, so will ich ein wenig hier ausruhen,« sagte ich in französischer Sprache.

Darauf sah sie mich scharf an und ihr Gesicht wurde roth. Sie wußte offenbar nicht, daß ich mit ihrer Geschichte bekannt war, und erstaunte darüber, daß ich sie in einer Sprache anredete die in diesem Theile des Landes so selten gehört wird und deren Verständniß nach ihrem Stande nicht von ihr erwartet werden konnte. Aber ihre Selbstbeherrschung wieder erlangend, antwortete sie mir mit derselben Miene und in derselben Sprache, an die sie in dem Solon von de Vere gewöhnt war.

»Wollen Sie mir die Ehre geben, in das Haus zu treten, Herr Pfarrer?« sagte sie.

»Ich danke Ihnen, Madame, aber ich möchte lieber in der Sonne sitzen bleiben,« antwortete ich.

Die Witterung war für diese Jahreszeit ungewöhnlich mild. Sie Sperlinge hüpfen lustig umher, und an geschützten Stellen entfalteten die gelben Schlüsselblumen ihre Blüten.

»Was für ein lieblicher Tag!« bemerkte ich. »Dieser warme Sonnenschein gleicht einem Lächeln vom Himmel. Lob und Dank sei ihm, der stets über uns wacht.«

Sie antwortete mir nicht, sondern blickte mich mit einem spöttischen Lächeln an. Ich fuhr indeß fort, mich in derselben Weise auszudrücken. Ich sprach mit ihr über Religion, aber meine Worte hatten keinen Erfolg, sie schienen im Gegentheil eine ganze Menge gottloser Gedanken in ihr zu erwecken und sie begann mit Heftigkeit darüber zu streiten und ohne den geringsten Rückhalt ihre Ansicht darzulegen.

Mit Entsetzen hörte ich ihr zu, mit Entsetzen vernahm ich, wie eine so junge Person solche kecke, solche eitle und schlechte Grundsätze so ohne alle Scheu aussprach. Ich konnte nun begreifen, wie es kam, daß sie in ihren gegenwärtigen Zustand der Erniedrigung verfallen war.

»Da sie mich über einen Gegenstand nicht anhören will, so wird sie es vielleicht über einen andern thun,« dachte ich. »Ich will ihr einige nützliche Rathschläge geben,« und demzufolge sagte ich ihr, wie sie sie handeln sollte, um ihre Stellung ihrer neuen Familie gegenüber leichter und angenehmer zu machen. Aber sie unterbrach mich sehr bald.

»Bah,« rief sie mit einem Ausdruck des Widerwillens, »diese Menschen hassen mich und nichts wird jemals ihre Gesinnungen gegen mich ändern. Aber ich beklage mich nicht darüber, denn ich hasse sie ebenfalls. Indeß müssen wir einander ertragen, bis es der Mutter beliebt, Paul das Geld zu geben, das ihm sein Vater hinterlassen hat — eine elende Summe von ein paar hundert Kronen, wie ich glaube, nicht mehr. Aber sie wird uns in den Stand setzen, ein kleines Gut zu pachten. Mein Mann hat bereits etwas ausfindig gemacht, das uns ganz gut paßt. Aber unglücklicher Weise müssen wir noch ein ganzes Jahr warten, bis das Geld bereit ist. Doch, es thut nichts, ich kann mich gedulden.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keinen Glauben an ihre Geduld.

»Sie sind nicht an ein lieben der Arbeit gewöhnt,« antwortete ich. »Wie groß auch Ihr Muth,

Ihre guten Absichten sein mögen«*», Sie werden niemals im Stande sein, sich an das Leben eines Landwirts zu gewöhnen. Hierzu kommt noch, daß Ihr Mann keine Erfahrung in der Landwirtschaft besitzt, wie seine Brüder, und was noch schlimmer ist, ich glaube nicht, daß er Lust hat, etwas davon zu lernen.«*

Allerdings ist Paul, um die Wahrheit zu sagen, sehr träg,*«* antwortete sie ruhig, *»*und was nach schlimmer ist als das, er ist ein Trunkenbold und ein Spieler. Seine Mutter trägt die Schuld daran. Seit seiner frühesten Jugend hat man ihm in alten Dingen seinen Willen gelassen, man hat ihm gestattet, sich auf den Märkten herumzutreiben und allerlei zweideutige und schlechte Gesellschaften zu besuchen. Selbst jetzt noch, wo er verheirathet ist, hat sie stets eine Entschuldigung für ihn, wenn er mich verläßt. Wenn wir dagegen ein eigenes Haus haben, so wird er nicht im Stande sein, nach Belieben herumzuschwärmen, er wird aufhören, das Wirthshaus zu besuchen, und ein achtbarer Bürger werden.«*s*

Ich schwieg. Ich kannte Paul Croix — mußte, daß er niemals durch die Arbeit seiner Hände sein Brod verdienen würde. Er besaß keine der Eigenschaften eines selbstthätigen Landwirthes — er hatte keine Ausdauer, keine Einsicht und vor Allem keine Sparsamkeit. Er war ein schwachköpfiger Mensch, von leichtem, fröhlichem Temperament, und dabei schnell zum Zorn gereizt. Trotz dieser Fehler aber war er der Liebling seiner Mutter. Sie kannte ihn recht gut, und wegen seiner Verschwendungssucht hatte sie bisher das Erbtheil seines Vaters ihm vorzuenthalten gewußt. Paul halte sich jedoch darum keine Sorgen gemacht, denn so lange er zu Hause sein Brod und seine Suppe und eine Krone in der Tasche hatte, war ihm alles Andere gleichgültig.

Ich sah bald ein, daß es nutzlos sei, die junge Frau zu belehren, wie sie ihren Mann behandeln solle; ich konnte ihr bloß rathen, sich ihre Schwiegermutter zu befreunden und nichts gegen den Willen derselben zu thun.

Wenige Tage darauf wurde ich zur Aushilfe in eine entfernte Pfarrei geschickt und ein anderer Geistlicher versah meine Stelle. Erst nach Ablauf eines Jahres kehrte ich wieder zurück. Ich langte am ersten Tage des Jährlichen, großen Marktes in meinem Städtchen, an, und die erste bekannte Person, der ich begegnete, war Paul Croix. Er hatte neue Kleider an und ging mit wichtiger Miene einher.«

Ich fragte ihn, wie es seiner Familie ergehe.

»O, sie waren Alle vollkommen wohl, als ich vor einer Stunde das Haus verließ,*«* antwortete er. *»*Meine Mutter ist immer dieselbe, gerade wie eine Pappel und thätig wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Meine Frau befindet sich ebenfalls wohl, aber sie ist sehr mager geworden.«

»Seid Ihr allein auf den Markt gekommen?*«* fragte ich darauf.

»Ja. Mein ältester Bruder hatte mich begleiten sollen; aber es ist etwas dazwischen gekommen, was ihn abgehalten hat. Ich habe ein Gut von hundert Morgen Land gepachtet, Herr Pfarrer, und ich habe alle Hände voll zu thun. Ich habe bereits mehrere Arbeiter gemiethet und jetzt stehe ich im Begriff Pferde, Ochsen und Wagen zu kaufen.«

»Alles das wird Euch eine bedeutende Summe kosten, mein Sohn,*«* bemerkte ich.

Paul lachte fröhlich und klopfte auf seinen ledernen Gurt, daß die Goldstücke darin klimperten.

»Herr Pfarrer,« sagte er mit leiser Stimme, »ich habe hier tauend Kronen, welche mir meine gute Mutter diesen Morgen in ihrer Schürze gebracht hat.«

»Ah, dann begreife ich, daß Ihr im Begriff seid, große Geschäfte zu machen. Aber seid vorsichtig, mein Sohn, denn zur Marktzeit wimmelt es an Betrügern.«

Der junge Mann stieß ein kurzes, sorgloses Gelächter aus und ging seines Weges.

Etwa eine Stunde nach dieser kurzen Unterhaltung ging ich über den Platz, wo der Markt abgehalten wurde, und sah, wie Paul Croix in ein Weinhaus trat, wo bei solchen Gelegenheiten, wie die heutige, die reichen Landwirthe, die Pferdehändler und alle Diejenigen, die mit Geld in der Tasche auf den Markt kamen, einkehrten. Ich wußte, daß dort stark gespielt wurde, aber der Gedanke fiel mir nicht ein, daß Paul Croix mit einem von ihnen spielen könnte. Er hielt sich gewöhnlich zu Leuten seiner eigenen Klasse und ich dachte, wenn seine Geschäfte vorüber wären, würde er sich an ihren gewöhnlichen Vergnügungen betheiligen.

Am Abend, als ich von einem Krankenbesuch zurückkehrte, stieß ich wieder auf den jungen Mann. Er schien sehr aufgeregt und ging mit großen Schritten auf und ab, augenscheinlich, was um ihn vorging nicht beachtend. Als er mich bemerkte, eilte er auf mich zu und bat mich, ihm ein Sechsfrankenstück zu leihen.«

»Hier ist eine Krone — Alles was ich bei mir habe,« antwortete ich. »Sie steht Euch zu Diensten. Aber es ist Euch gewiß etwas passiert,« setzte ich hinzu.

Und während ich sprach, nahm ich ihn beim Arm und führte ihn von der Menge hinweg nach einem ruhigen Platze, wo Niemand unser Gespräch hören konnte. Anfangs weigerte er sich, auf meine Fragen zu antworten; dann bekannte er mir unter furchtbaren Verwünschungen und traurigen Ausbrüchen von Jammer, daß er soeben all das Geld, das er besessen, im Spiel verloren habe.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war indeß keine passende Zeit, ihm über das, was er gethan, Vorwürfe zu machen. Ich that mein Bestes, ihn in seiner Verzweiflung zu beruhigen; aber er besaß eine heftige Natur, und für einige Zeit war er ganz außer Stand, auf meine Gründe zu hören, sondern wiederholte nur in einem fort:

»Meine Mutter! meine Mutter! — was wird sie sagen? O, ich wollte lieber sterben, als ihr wieder unter die Augen treten! Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Es ist eine leichte Sache, sich kopfüber in einen Fluß oder Teich zu stürzen.«

Ich schauderte, als ich ihn so sprechen hörte. Ich hielt ihn wirklich für fähig, Selbstmord zu begehen.

Ich beschloß deshalb, in seiner Nähe zu bleiben und ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Mitten in seinem Toben verbarg er zuweilen sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte und weinte wie ein Weib. Während er in einer dieser milden Stimmungen war, redete

ich ihn mit einem gewissen Nachdruck an.

»Hört mich an, mein lieber Croix,« sagte ich. »Es bleibt Euch nur eins zu thun übrig und das ist, sogleich nach Hause zurückzufahren, Euch Eurer Mutter zu Füßen zu werfen und ihr Alles aufrichtig zu bekennen.«

»Nein, nein!« rief er, halb außer sich. »Ich werde niemals mehr nach Hause zurückkehren. Ich werde fortgehen und Niemand soll je mehr von mir hören.«

»Es ist schlimmer als Narrheit, so zu sprechen,« entgegnete ich. »Ihr müßt heimgehen« und ich werde Euch begleiten.«

Seine Weigerung, meinen Wünschen gemäß zu handeln, wurde nach und nach weniger hartnäckig und endlich gab er nach und wir traten den Heimweg an. Während desselben sprach ich zu ihm und hielt ihm seine vielen Fehler vor. Er hörte mir geduldig zu, gab mir aber kein Versprechen, sich zu bessern. Er wurde indeß ruhiger und seine gewohnte Sorglosigkeit kehrte wieder zurück.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als er seine Fassung so weit gewonnen hatte, um mir Alles zu erzählen, was ihm soeben widerfahren war.

»Ich will Euch die ganze Geschichte von Anfang bis zum Ende erzählen,« seufzte er. »Ich hatte die Absicht für meine Frau eine goldene Kette zu kaufen und das war es, was das ganze Unglück herbeiführte. Eine goldene Kette kostet wenigstens zwanzig Kronen. Mein Bruder gab, als er heirathete, eine solche seiner Frau, und es hat mich immer geärgert, daß ich der meinigen nicht ein ähnliches Geschenk machen konnte. Um die Wahrheit einzugestehen, war es meine Mutter, welche sich weigerte, mir das Geld zum Ankauf des Gegenstandes zu geben. Nicht daß sie ihren ältesten Sohn begünstigt — der Himmel verhüte, daß ich dies denke — aber sie hat ihre Schrullen. Drei Weiber unter einem Dach sind wie drei Ratten in einem Sack. Die Frau meines Bruders ist eifersüchtig auf die meinige, weil sie die Leute in der Umgegend die schöne Bäuerin nennen, und meine Frau ärgert sich darüber, daß ihre Schwägerin sich mit Schmucksachen herausputzen kann.«

»Ich denke, Eure Frau ist über so kleinliche Empfindeleien, wie Ihr sie derselben zuschreibt, hinaus.«

»Kann sein,« erwiderte er; »ich wollte ihr in dem Wirtshaus, wo sich der Händler befand, eine goldene Klette kaufen und das ist genug. Ich hatte noch immer das Geld zum Ankauf des Viehes bei mir und ich dachte, ich wollte ein Sechsfrankenstück auf die Karten setzen, nur, um zu sehen, ob ich Glück habe. Nun, ich ging mit meinem Silber in der Hand hin, fest entschlossen, keinen Sau weiter zu wagen, wenn ich den ersten Satz verlieren sollte. Es war Philipp Todelot der die Karte für mich zog. Er hatte vor sich einen ganzen Haufen Gold. Unglücklicher Weise gewann ich. Dadurch ermuthigt, setzte ich zwanzig Kronen und verlor sie. Ich zog dann zwölf Kronen hervor und verlor sie ebenfalls. Das Blut stieg mir in den Klopff und ich war einfältig genug, zu glauben, daß das Glück wechseln mußte, und demgemäß setzte ich fünfzig Kronen und verlor. Dann setzte ich vier Kronen auf ein anderes Spiel, das Rangennelle, und gewann. Das machte mir Muth und ich spielte weiter und verlor wieder. Ich hätte dann aufhören sollen, aber ich besaß noch immer hundert Kronen und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. So

spielte ich weiter und verlor Alles, bis zu meinem letzten Pfennig. Aber ich hätte wissen können, wie es gehen würde; ich hätte wissen können, daß mir an diesem Tage nichts als Unglück zustoßen würde, da ich diesen Morgen einem schwarzen Hund begegnete, der einer Henne nachlief.«

Ich versuchte, ihm diese abergläubischen Ideen auszureden; aber es war nutzlos, mit ihm darüber zu sprechen, da er sich nicht von seinem Aberglauben abbringen ließ.

»Es war ganz derselbe Fall, als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal nach de Vere ging. Als ich das Haus verließ, sah ich einen Raben kaum sechs Schritte vor mir auffliegen. Ich hätte sogleich wieder zurückkehren sollen. Wenn es meine Mutter gesehen hätte, so würde sie mich nicht fortgelassen haben. Nicht daß mich meine Heirath reut; aber ich hätte doch eine viel bessere Partie machen können.«

»Pfui, pfui!« rief ich, »wir könnt Ihr so sprechen, nachdem Ihr die junge Dame zu Grunde gerichtet habt?«

»Nein, Herr Pfarrer, das ist nicht so,« antwortete Paul in ernstem Tone. »So wahr ich eines Tages sterben muß, nicht ich war es, der den ersten Schritt gethan. Als ich vor zwei Jahren zur Festzeit nach de Vere ging, war sie beim Ringen zugegen. Nach den Spielen fand ein Ball statt und ich war ihr Tänzer. Es war ohne Zweifel eine große Ehre, mit der Tochter des Schlossherrn zu tanzen, aber ich versichere Euch, Herr Pfarrer, daß ich lieber bei meinen Kameraden gewesen wäre und gekochte Kaninchen mit ihnen gegessen hätte. Sie sprach sehr freundlich mit mir und ich antwortete so gut ich konnte, und als wir uns trennten, sagte sie gewisse Dinge, die mich in Verwunderung setzten. Von nun an ging ich öfters nach de Vere, weil sie mich darum bat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft sie mich bestellte, aber diese Zusammenkünfte waren ganz unschuldiger Art, denn sie befand sich auf der Terrasse des Schlosses und ich auf der andern Seite des Gartens unter einem Baum. Wir blickten einander an und machten einander Zeichen. Zuweilen ging ich des Nachts auch unter ihr Fenster, wo sie mir Stücke Band zuwarf. Sie sehen, Herr Pfarrer, es war lauter kindischer Unsinn. Wer hätte gedacht, daß dies mit einer Heirath endigen würde? Aber das war es, was sie wollte, und sie war es, die die Geschichte eingefädelt hat — der Querkopf! Aber Geduld! Ihre Eltern werden uns vielleicht eines Tages verzeihen.«

Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Gehöfts. Der junge Mann begann zu zögern und zitterte, als ob er es bedauere, gekommen zu sein.«

»Ich werde es nie wagen meiner Mutter unter die Augen zu treten und einzugestehen, was ich gethan habe.«

»Muth!« antwortete ich. »Ich will vorausgehen und Eure Familie auf Euer Mißgeschick vorbereiten.«

»Ich danke Euch Herr Pfarrer,« sagte Paul erleichtert. »Ihr werdet zuerst meiner Mutter die Sache auf eine gute Weise vortragen, dann bittet sie, mir zu verzeihen, und ich will mich selbst einstellen.«

Wir waren nun an der Thüre des Hauses angelangt. Paul Croix blieb außen, während ich hineinging.

Ich fand die ganze Familie am Tische beim Abendessen sitzen. Ich glaube, daß mein Gesicht in diesem Augenblick die Bangigkeit meines Innern verrieth, denn die alte Frau sprang, sobald sie mich sah, mit Ausrufe von ihrem Sitze auf:

»Um aller Heiligen willen, was hat sich zugetragen? Was habt Ihr uns zu melden, Herr Pfarrer?«

»Seid ruhig, Madame, bat ich, »seid ruhig und unterwerft Euch dem Willen der Vorsehung, denn ich bringe Euch wirklich schlimme Nachrichten.«

»Ihr sprecht von meinem Sohn Paul. Alle Anderen sind hier,« sprach sie mit zitternder Stimme. »Mein Sohn, mein armer Sohn.«

Die junge Frau hatte sich erhoben und sich mir genähert. Ihre Blicke waren voll Unruhe, aller sie legte reicht die geringste Neigung zum Weinen an den Tag.

»Mein Sohn — sagt mir, was aus meinem Sohn geworden ist,« rief die Mutter in flehendem Tone.

»Beruhigt Euch, Madame. Ihr werdet es sogleich sehen. Er lebt und befindet sich wohl, er ist aber von Reue so niedergeschlagen, daß er sich scheut, vor Euch zu erscheinen.«

Ich erzählte ihr dann Alles.

Viertes Capitel.

Pauls Mutter hörte mir ohne ein Wort zu sprechen zu, bis ich geendigt hatte. Dann, die Hände emporhebend und den Blick gen Himmel gerichtet, sagte sie andächtig:

»Die Heiligen seien gepriesen! Ich fürchtete, daß ihn ein größeres Unglück getroffen habe — daß mein lieber Sohn todt sei. Lassen Sie ihn hereinkommen Herr Pfarrer. Ich werde ihm über das, was er gethan hat, keine Vorwürfe machen. Das Geld, daß er verloren hat, war ganz sein Eigenthum. Es ist Schade, daß er keinen bessern Gebrauch davon gemacht hat; aber das ist ganz seine Sache.«

Als Paul der im Stall war, seine Mutter in dieser Weise sprechen hörte, kam er sogleich herein und schlang seine Arme um ihren Nacken, augenscheinlich von Dankbarkeit überwältigt.

»Nein, gräme Deich nicht um die Sache, mein lieber Sohn,« sagte sie in zärtlichem Tone. »So lange ich lebe, wird es Dir hier nicht an Brod fehlen, mag sich ereignen was will.«

Seine Brüder gaben ihm darauf die Hand und machten am Tische Platz für ihn. Seine Frau allein hielt sich zurück und sagte nichts. Sie saß in einer Ecke des Gemachs mit ihren Händen auf ihren Knien.

Paul ging zu ihr hin und redete leise mit ihr, aber sie hörte ihn mit unwilligen Gesicht und ohne aufzublicken, oder ein Wort zu erwiedern, an.

Als er fand, daß sie stumm blieb, fuhr ihr Mann in seiner Rede fort und suchte sie dahin zu bringen, ihn anzublicken. Dann platzte sie leidenschaftlich heraus:

»Geh mir aus den Augen, Dummkopf!« rief sie, mit zorniger Gebärde aufspringend. »Du bist ein Elender, unwürdig des großen Opfers, das ich für Dich gebracht habe. Glaubst Du, daß ich mit Dir das Brod theilen werde, das Dir Deine Familie aus Gnade und Barmherzigkeit geben wird? Nein, nein, nein! tausend Mal nein! Da ich weiß, daß Du von hier nicht fortgehen wirst, so will ich allein gehen. Ich will Dich in der Hundehütte lassen, in der Du geboren bist und —«

Es war ihr nicht gestattet, weiter fortzufahren. Bleich vor Zorn hatte ihr Mann seine Hand aufgehoben und ließ sie schwer auf sie niederfallen. Mit einem Schmerzensschrei taumelte sie zurück.

Die Männer stürzten sich sogleich zwischen Beide. Pauls Mutter eilte herbei und hielt ihn zurück während ich zu der jungen Frau trat. Sie lehnte mit stieren Blicken an der Wand. Ihre eine Wange war bleich und die andere blutroth.

»Er hat mich geschlagen,« sagte sie mit drohendem Ausdruck im Gesicht. Dann, ohne ein weiteres Wort zu sprechen verließ sie das Gemach und ging in das obere Gelaß, trotzig lachend.

»Sei ruhig, Teufel!« rief ihr Paul nach.

»Laß sie gehen", sagte die alte Frau, Paul auf einen Stuhl niederdrückend. »Du hast ganz recht gethan. Sie hat Dich beleidigt und Du hast sie dafür gezüchtigt. Damit ist die Sache zu Ende. Du mußst es jetzt vergessen und künftig glücklich mit ihr zu leben suchen.«

»Wir wollen sehen, was zu thun ist«, war seine Antwort. »Wenn ihr, Mutter, zu mir gesprochen hättet wie sie, so würde ich gerade so gehandelt haben.«

Ich entfernte mich.

Während ich das Gemach verließ, hörte ich, wie die alte Frau ihrem Sohn den Rath erteilte, im dem Hause eines Nachbars zu schlafen.

»Deine Frau ist sehr erbittert gegen Dich; es möchte vielleicht zwischen Euch zu einem neuen Streit kommen,« setzte sie mit einer Art Vorahnung hinzu.

»Als ob ich mich vor ihr fürchtete,« rief er mit einem kurzen Gelächter. »Laßt's gut sein! Sie wird mich nicht zum zweiten Mal beleidigen, dafür stehe ich Euch.«

Als ich am folgenden Morgen im Begriff war, in die Kirche zu gehen, traf ich einen Mann, der so schnell er konnte lief. Als er an mir vorüberkam, rief er mir zu:

«In der vorigen Nacht hat bei den Croix ein Mord stattgefunden. Die schöne Bäuerin hat ihren Mann ermordet. Ich gehe nach Aise, um es bei Gericht anzuzeigen.«

Hier bedeckte der Marquis de Bruyere sein Gesicht mit den Händen und seufzte laut:

Der Erzähler fuhr fort:

Statt, wie ich mir vorgenommen hatte, nach der Kirche zu gehen, ging ich sogleich nach dem Meierhof. Ehe ich ihn erreichte, traf ich einen andern Mann der die Erzählung des ersten bestätigte.

»Es ist die schöne Bäuerin, welche die schreckliche That begangen hat,« sagte der Mann. »Es scheint, daß sie einen Streit mit ihrem Manne gehabt hat. Sie gingen indeß wie gewöhnlich zu Bett und während der Nacht hatte man nichts von ihnen gehört. Als aber diesen Morgen bei Tagesanbruch die Frau des ältesten Sohnes an ihrer Thüre vorüberging, hörte sie ein schwaches Stöhnen, Sie rief nach Hilfe, indem sie fürchtete, daß, während sie Alle schliefen, irgend etwas Schreckliches geschehen sei, und sofort stürzten Pauls beide Brüder in das Gemach desselben und fanden ihn ermordet in seinem Bett. Nach seiner Lage zu schließen, nimmt man an, daß ihm die tödtliche Wunde im Schlaf beigebracht worden ist. Als ich fortging, athmete er noch, aber Jeder konnte sehen, daß er nur noch wenige Minuten zu leben hatte.

»Und was ist aus der Frau, der unglücklichen Thäterin geworden?« fragte ich.

»O, sie ist entflohen, Niemand weiß wohin; aber sie wird bald aufgefunden werden, denn das ganze Dorf ist hinter ihr her.«

Ich eilte fort. Als ich mich dem Hause näherte, hörte ich das laute wehklagen einer Frau. Es

ging von der unglücklichen Mutter aus. Ich dachte, es sei Alles vorüber.

Ich fand das untere Gemach voller Menschen. Die ganze Nachbarschaft hatte sich, wie es schien, dort versammelt. Die Familie Croix genoß ein gewisses Ansehen in der Gegend und Paul selbst war wegen seines fröhlichen sorglosen Wesens beliebt gewesen.

Man sagte mir, daß der unglückliche junge Mann noch immer athme, aber daß er bis jetzt kein Zeichen von Bewußtsein gegeben habe.

Ich stieg die Leiter hinauf, welche als Stiege diente, und trat in das kleine Gemach, das durch eine kleine Öffnung im Dach schwach erleuchtet war. Hier fand ich sämtliche Mitglieder der Croix-Familie um das Bett des Leidenden versammelt.

Die Mutter war vor Schmerz ganz außer sich.

»Ah, Herr Pfarrer,« rief sie aus, als sie mich sah, »gestern brachtet Ihr ihn voll von Leben zurück und jetzt liegt er im Sterben. Sie hat ihn ermordet, mein armes Lamm, sie, diese Wölfin!«

Ich trat ans Bett und kniete dort nieder. Ich dachte, Paul habe sich bewegt und die Augen halb geöffnet.

Gleich darauf kam der Arzt. Er fühlte dem Sterbenden den Puls, blickte mich an und schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ist keine Hoffnung?« fragte ich.

»Keine,« erwiderte er. »Er hat nur noch einige Minuten zu leben. Ohne seine ungewöhnlich kräftige Constitution wäre längst Alles vorüber. Aber das Leben verläßt nur langsam einen so jungen und starken Körper.«

Ich nahm eine der Hände des Sterbenden in die meinige.

»Mein Sohn, mein lieber Sohn, betet in Eurem Herzen für Eure Frau und vergebt ihr diese Sünde. Hört ihr mich, mein Sohn? Wollt Ihr Eurer Frau verzeihen?«

Er konnte mir nicht antworten, aber zu meinem unaussprechlichen Trost fühlte ich einen schwachen Druck seiner Finger. Dann öffneten sich seine Augen, er blickte seine Mutter an und im nächsten Augenblick zählte er unter die Todten.

Auf meinem Heimweg erfuhr ich, daß die schuldige Frau verhaftet und in das Gefängniß von Aise abgeliefert worden sei. Es stand nicht in meiner Macht ihr den Beistand angedeihen zu lassen, dessen sie so sehr bedurfte. Da ich keinen Einlaß bei ihr erlangen konnte, so schrieb ich ihr Alles, was mir die christliche Liebe zu ihrem Trost und ihrer Seelenrettung eingab.

In Folge der Revolution, die damals die Behörden ausschließlich in Anspruch nahm, entging diese unglückliche Frau dem schrecklichen Ende. Nachdem sie über ein Jahr im Gefängniß geschmachtet hatte, wurde sie zur Brandmarkung und lebenslänglichen Einkerkerung verurtheilt.

Zu dieser Zeit war ich mit vielen Anderen genötigt gewesen, mich nach Deutschland zu flüchten. Als ich aus meiner Verbannung zurückkehrte, war das Urtheil an Paul Croix Weib längst in Vollzug gesetzt worden und die schreckliche Geschichte bereits vergessen. Ich erfuhr, dass sie sich im Gefängniß zu Embrun befand, wo sie in der Küche verwendet wurde, und daß Pauls Mutter aus Kummer gestorben sei, weil, wie die Leute sagten, der Richter ihre Schwiegertochter nicht auf das Schaffot geschickt habe.

Endlich vernahm ich, daß die unglückliche Frau begnadigt worden sei und das Gefängniß verlassen habe.

Ihre Stellung war noch immer eine schreckliche. Allgemeine Verbannung und Verachtung mußte sie in der Welt treffen und überall hin verfolgen. Aber Einer, der sie kannte und bemitleidete und wußte, durch welche Reue sie ihr Verbrechen gebüßt hatte, stand ihr bei, ihre Vergangenheit zu verbergen, und verschaffte ihr die Mittel, ein niedriges, aber ruhiges Leben zu führen.

Hier endigte der Erzähler.

»O, her Pfarrer,« rief der Marquis mit einer Stimme voll Erregung, »ich bitte Sie inständigst, ausfindig zu machen, wo sich dieses arme Geschöpf jetzt befindet. Suchen Sie ihren Aufenthalt zu erfahren und ich will Sorge tragen, daß sie ihre noch übrigen Tage in Behaglichkeit und Ruhe hinbringen kann..«

Der Abbé Trebmal verbeugte sich und erwiderte einfach:

»Ich will es versuchen, Ihre Wünsche zu erfüllen, mein Herr Marquis.«

»Nun,« rief Michael Laubarrie aus, »das ist doch sonderbar, daß ich die Heldin einer so furchtbaren Geschichte gekauft und unter meinen Augen aufgestellt habe.«

Der Priester sah seinen Wirth erstaunt an.

»Das ist das Portrait der Mademoiselle de Vere«, erläuterte Michael. »Erkennen Sie sie nicht?«

»Nein. Als ich sie zum ersten Mal sah, hatte sie (obschon sie nach immer hübsch war) nicht mehr das frische lächelnde Gesicht, das ich dort abgebildet sehe.«

Die Uhr schlug jetzt zwölf. Der Marquis erhob sich und legte eine Börse auf den Tisch.

»Das ist für Ihre Armen, Herr Pfarrer«, sagte er mit leiser trauriger Stimme, »Jedes Jahr werde ich diese Gabe erneuern. «

Am folgenden Morgen stand der Wagen des Marquis vor dem Hause.

»Nun, da wir uns wieder gefunden haben, so kommt es mir schwer an, Dich wieder verlassen zu müssen alter Freund,« sagte de Bruyere.

»Wir haben ein trauriges Wiedersehen gehabt. Dieses abscheuliche Pastellbild trug allein die Schuld daran,« entgegnete Michael.

Die beiden Freunde umarmten sich und der Gesandte sprang in seine Berline, welche davon fuhr und nach einer Minute in der Windung des Weges verschwunden war.

Als Michael Laubarie in das Haus zurückkehrte, traf er den Priester, der hier übernachtet hatte. Er sah sehr traurig und kummervoll aus.

»Die arme Madelon ist schlimmer,« sagte er. »Ich fürchte sie wird den Tag nicht überleben.«

Michael schob seine Brille auf die Stirne zurück und sah ganz erschrocken aus. «

»Ich bin froh, daß Sie hier sind. Herr Pfarrer,« bemerkte er.

»Ich bin nicht zufällig hierher gekommen, Madelon hat mich holen lassen,« entgegnete der Priester.

»Würde sie nicht ein Arzt retten können?« fragte ihr Gebieter ängstlich.

»Nein, sie liegt im Sterben — s i e i s t t o d t.« antwortete der Pfarrer in feierlichem Tone.

»Todt!« wiederholte Michael, erstaunt zurückweichend. »Meine arme Madelon! Zehn Jahre und länger war sie meine Dienerin und während dieser ganzen Zeit hat sie mir niemals eine Ursache zur Klage gegeben. Hat sie Ihnen gesagt, wo ihre Verwandten zu finden sind, wo —«

Der Abbé schüttelte den Kopf. Er hatte sich an einen Tisch gesetzt und war mit schreiben beschäftigt. Als er damit fertig war, legte er das Papier dem Hausherrn vor, der Folgendes las :

»Heute am 12. Oktober 18— starb in der Wohnung ihres Gebieters, Monsieur Michael Laubarrie, die Wittve von Paul Croix, geborene Isabelle de Vere.«

»Madelon! Sie war es also!« rief Michael, mit dem Ausdruck des lebhaften Schmerzes auf das Portrait blickend.

E n d e.